

Wer ernährt die Welt?

Bäuerliche Landwirtschaft hat Zukunft





Wer ernährt die Welt?

Bäuerliche Landwirtschaft hat Zukunft

Herausgeber:

Evangelischer Entwicklungsdienst e. V. (EED)
Ulrich-von-Hassell-Straße 76, 53123 Bonn
Telefon (02 28) 81 01- 0, Fax (02 28) 81 01-160
eed@eed.de, www.eed.de

Autor:

Uwe Hoering

Redaktion:

Uwe Asseln-Keller, Dorothee Berkle, Rudi Buntzel,
Andrea Burkhardt (verantwortlich), Kirsten Gade,
Erika Märke, Nicole Podlinski

Bildnachweis:

Uwe Hoering, Paulino Menezes

Mai 2008

Inhalt

- 2 Vorwort
- 5 Die Rückkehr der Bauern
- 12 Tansania: Die Verrückten von Dodoma
- 22 Indonesien: Kleinbauern und der Weltmarkt
- 29 Brasilien: Der Wert der Landwirtschaft
- 38 Rückenwind für die bäuerliche Landwirtschaft
- 45 Armutsbekämpfung durch Förderung kleinbäuerlicher Landwirtschaft

Armutsbekämpfung und ländliche Entwicklung

Das rasche Wachstum urbaner Zentren lenkt den Blick häufig auf die neu entstehende städtische Armut, auf das Elend am Rande moderner Wohlstandswelten. Dabei betrifft diese Armut, so erschreckend ihr Erscheinungsbild sein mag, zahlenmäßig nur einen geringen Anteil der weltweit als arm zu bezeichnenden Menschen: Die UN-Task Force on Hunger hat festgestellt, dass mit 75 % die deutliche Mehrheit der Armen als Bauern, Fischer, Hirten oder Sammler auf dem Land lebt. Hunger und extreme Armut sind immer noch vorwiegend dort angesiedelt, wo Nahrungsmittel produziert werden – im ländlichen Raum. Wirksame Armutsbekämpfung muss daher unter anderem als Aufgabe einer integrierten ländlichen Entwicklung verstanden werden. Nachhaltige Ernährungssicherung in ländlichen Gebieten ist möglich, wenn gesamtwirtschaftliche, soziale und landwirtschaftliche Entwicklungen zusammenwirken.

Für den EED und seine Vorgängerorganisationen war und ist integrierte ländliche Entwicklung seit Jahrzehnten ein Förderschwerpunkt. 30-40 % der Mittel fließen in diesen Bereich, dessen tragende Säule kleine Familienbetriebe sind. Sie betreiben standortgerechte Landwirtschaft und sind in der Regel Semisubsistenzbäuerinnen und -bauern: Ihre Arbeit zielt primär darauf ab, den Lebensunterhalt ihrer Familie im Jahresablauf nachhaltig zu sichern. Zuerst versuchen sie daher, die Grundexistenz aus eigener produktiver Tätigkeit möglichst unabhängig von den Märkten zu gewährleisten. Ist dies gesichert, so pflanzen sie darüber hinaus auch noch Früchte für die lokale, nationale oder internationale Vermarktung an. Dabei achten sie sorgsam darauf, dass letztere nicht auf Kosten der Nahrungsmittelproduktion geht. Diese Art der Landwirtschaft ernährt die Mehrheit der Armen auf dem Lande und sichert ihr Überleben.

Im Zuge der wirtschaftlichen Globalisierung gerät die bäuerliche Landwirtschaft jedoch zunehmend unter Druck. Wollen die Bauern ihre Produkte auf den Markt bringen, so haben sie am ehesten auf lokalen und regionalen Märkten Erfolg. Wenn sie über große Handelsketten den Weg zu den nationalen oder gar internationalen Märkten suchen, sind ihre Chancen gering. Denn hier gelten hohe Erträge als wichtigstes Ziel. Die Wirtschaftsweise der Bauern orientiert sich in erster Linie an Sicherheit und Nachhaltigkeit, dafür nehmen sie sogar Gewinneinbußen in Kauf. Das Problem zeigt sich deutlich beim Thema Hohertragssaatgut: Viele Bauern ziehen ihr lokal erprobtes Saatgut, aus dem sich für das folgende Jahr wieder eigenes Saatgut züchten lässt, dem Hohertragssaatgut, das Jahr für Jahr neu gekauft werden muss, vor. Mit selbst gezüchtetem Saatgut verringern sie nicht nur ihr finanzielles Risiko – sie wissen darüber hinaus, dass dessen Pflanzen auch eine vorübergehende Trockenheit überstehen. Der Nachteil: In guten Jahren fällt die Ernte vergleichsweise geringer aus.

Eine Stärke der kleinbäuerlichen standortgerechten Landwirtschaft liegt in dem hoch komplexen, traditionellen Wissen der Produzentinnen und Produzenten, der Kenntnis widerstandsfähiger, traditioneller Sorten, dem Wissen um ihre Erhaltung oder über Staffelung der Aussaat nach Zeit und Raum. Es ist eingebettet in ihre Kultur und natürliche Umwelt. Indem sie ihre Produkte und Anbaumethoden an die lokalen ökologischen Bedingungen wie Klima, Böden, Jahreszeiten und Schädlingspopulation anpassen, schützen sie Ressourcen, Umwelt und Klima. Der Kapitalbedarf und die Ab-

hängigkeit von externen, industriell hergestellten Betriebsmitteln sind gering; die Sicherung der Grundexistenz hängt nicht von den für kleinbäuerliche Produzenten unkontrollierbaren Dynamiken mit ihren Nachfrage- und Preisschwankungen auf den nationalen oder internationalen Märkten ab.

Angesichts dieser Entwicklungen haben sich zahlreiche Nichtregierungsorganisationen auf vier Kontinenten – unterstützt vom EED – die Sicherung der Ernährungssouveränität der Armen zur Aufgabe gemacht. Ziel ist es, die notwendigen Strukturen zu schaffen, um der ländlichen Bevölkerung ein selbstbestimmtes Leben, die eigenverantwortliche Sicherung ihres Lebensunterhaltes und Widerstandsfähigkeit gegenüber Krisen des Weltmarktes zu ermöglichen. Eine zentrale Rolle spielt die Förderung standortgerechter kleinbäuerlicher Landwirtschaft. Neben dem Schutz des traditionellen, umweltbezogenen Wissens bedeutet das auch den Erhalt der biologischen Vielfalt, die Stärkung und Verbreitung ökologischer Landwirtschaftsmethoden und die Abwehr von Gefahren wie Verschuldung als auch die Vermeidung von Risiken bei der Verwendung von Agrarchemie und der Agro-Gentechnik. Basisprogramme und Lobbyarbeit auf nationaler und internationaler Ebene tragen dazu bei, die Überlebensgrundlagen zu erhalten, das öffentliche Bewusstsein zu schärfen und die Politik im Sinne der Armen zu beeinflussen.

Die langjährigen Erfahrungen des EED zeigen, dass es viele erfolgreiche Beispiele für standortgerechte kleinbäuerliche Landwirtschaft gibt. Dies dokumentieren die nachfolgenden Fallstudien aus Tansania, Indonesien und Brasilien.

Claudia Warning,
Vorstand des Evangelischen
Entwicklungsdienstes

Wilfried Steen,
Vorstand des Evangelischen
Entwicklungsdienstes



Handarbeit: Getreide-
ernte in Brasilien

Die Rückkehr der Bauern

„Damals schien es, als hätten wir Gold gefunden“, erinnern sich Balduro Julio Dieckow und seine Frau Edi an die Anfänge des Soja-Anbaus in Südbrasilien. Voller Begeisterung hatten sie in den frühen 1970er Jahre begonnen, 110 Hektar Land mit Soja zu bepflanzen. Subventionen für Geräte und Kalkdünger und ein garantierter Abnahmepreis ließen die Risiken gering erscheinen. Doch zunehmend drängten Großunternehmen in das profitable Geschäft. Sie konnten billiger produzieren und drückten damit die Preise. Um Kredite zurückzuzahlen, mussten die Dieckows einen Teil des Landes verkaufen. Eine Dürre und die Bankenkrise gaben ihnen dann Anfang der 1990er Jahre den Rest. Noch heute treten Balduro und Edi die Tränen in die Augen, wenn sie davon erzählen, wie ihr Traum vom Reichtum zerrann.

Die Familie Dieckow verkörpert ein Stück weit die Geschichte der bäuerlichen Landwirtschaft, ihre Schwierigkeiten, aber auch ihre Zukunftsperspektiven – und das nicht nur in Südbrasilien. Einhellig hatten damals, vor 40 Jahren, Regierungen, Agroindustrie, Agrarwissenschaft und Entwicklungspolitik die „Grüne Revolution“ propagiert und gefördert, vor allem in Lateinamerika sowie in Süd- und Südostasien. Doch für tausende von Familienbetrieben bedeutete die Modernisierung der Landwirtschaft erst einmal Schulden: Die Umstellung auf Monokulturen, die Mechanisierung der Arbeitsabläufe und die Verwendung von Hohertragssaatgut, das meist jedes Jahr aufs Neue gekauft werden muss, weil sich daraus kein Saatgut gewinnen lässt, bedeuteten ein großes Risiko. Schlechte Ernten oder sinkende Weltmarktpreise führten daher häufig zu Verschuldung, Verlust von Land und in der Folge zu Abwanderung in die Städte. Ihr Land wurde von Großbauern übernommen, die mit Maschinen und dem Einsatz teurer Produktionsmittel für Industrie und Weltmarkt produzieren. Sie wurden reich. Und dem Staat brachten sie Devisen. Doch die bäuerliche Landwirtschaft und die ländlichen Regionen verödeten.

Die Dieckows wollten dennoch nicht aufgeben – und suchten nach einer Alternative: Heute bauen sie auf sechs Hektar Mais, Bohnen, Leinsamen und Sesam an – organisch. Allerdings wächst rundherum inzwischen Gensoja. Sie fühlen sich wie auf einer Insel. Und dass der eigene Sohn „sein Herz nicht öffnet für die Gesundheit und die Natur, sondern das Gleiche wie alle anderen macht“, schmerzt besonders. Der bewirtschaftet inzwischen 150 Hektar, mit teuren Maschinen und ungewisser Zukunft. Denn seit im Norden des Landes immer neue Flächen erschlossen werden, fällt der Preis für Soja weiter. Deshalb bringt der organische Anbau von Leinsamen mit umgerechnet 220 Euro je Hektar mittlerweile genauso viel wie Soja, bei geringeren Kosten.

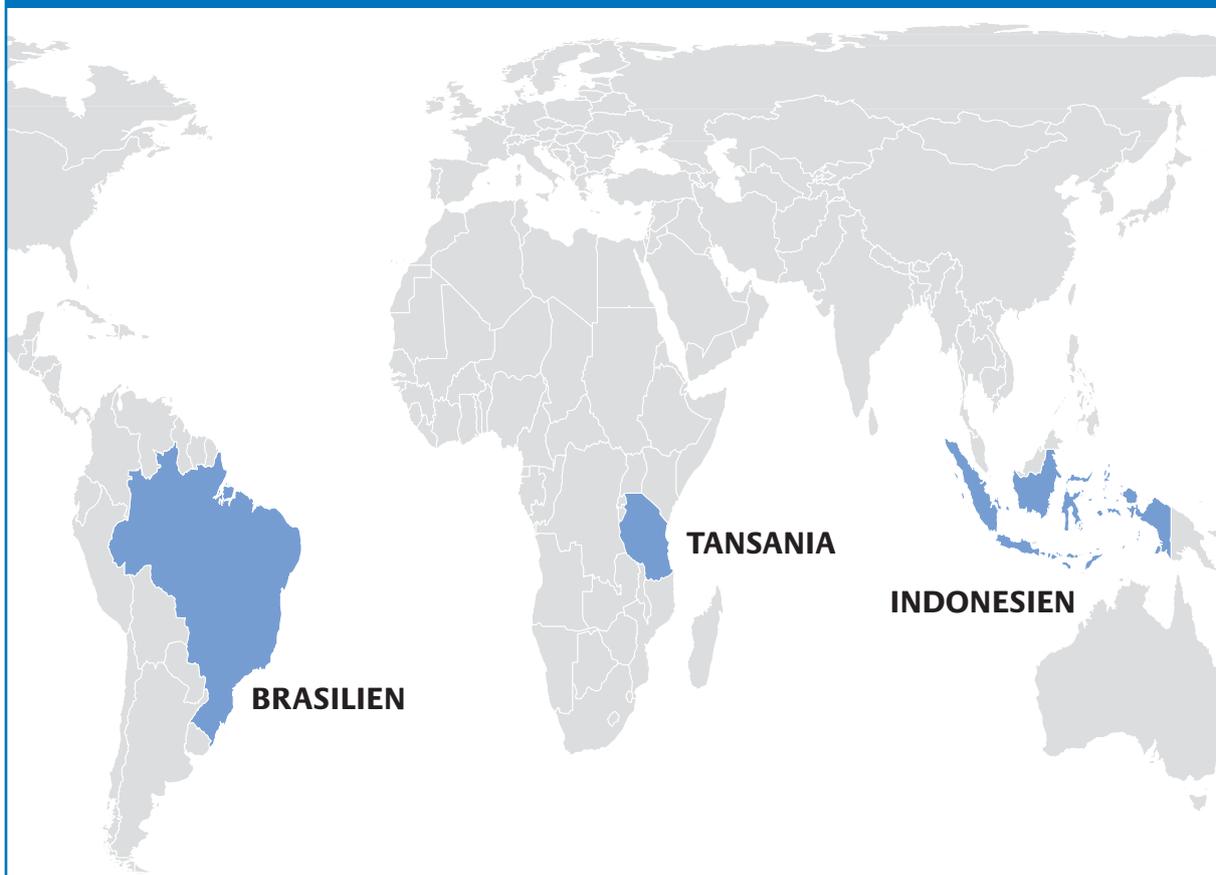
„Sie wollen nicht hart arbeiten“, erklärt Balduro die geringe Bereitschaft, trotz der Vorteile der organischen Landwirtschaft vom Soja zu lassen. Anstatt Unkrautbekämpfung von Hand zu betreiben, kaufen sie lieber Herbizide. „Spritzen lautet deren Devise“, sagt Edi Dieckow, „die Hacke gilt als Symbol für schwere Arbeit“. Organische Landwirtschaft sei nur etwas für „smarte Kleinbauern“, bedeutete sie doch jahrelang, sich gegen den herrschenden Trend, die Skepsis der Nachbarn und die verführerische Werbung der Agrokonzerne zu stellen. Aber die wachsende Zahl von Biomärkten und -läden, ein Einkommen, das zum Leben gut reicht, und die steigende Anerkennung des Biolandbaus als erfolgversprechende Alternative für eine umfassende ländliche Entwicklung sind ihnen eine späte Genugtuung.

Perspektiven für eine andere Landwirtschaft

Ob in Brasilien, in Tansania oder in Indonesien – in allen Kontinenten beweisen Bäuerinnen und Bauern wie die Dieckows, dass die bäuerliche Landwirtschaft keineswegs eine „Armutsökonomie“ ist, und, wie manche meinen, überholt, unproduktiv und umweltschädlich. Oft unterstützt von nichtstaatlichen und zivilgesellschaftlichen Organisationen, haben sie ihre eigenen Entwicklungsalternativen entworfen:

- In Tansania nutzen Kleinbäuerinnen wieder verstärkt das indigene Wissen um traditionelle, widerstandsfähige und nährstoffreiche Sorten und die Vorteile von Mischkulturen oder natürlicher Schädlingsbekämpfung. Auch traditionelle, lokal erprobte Technologien, die gegenüber modernen, angeblich besseren und ertragreicheren Anbaumethoden weitgehend in Vergessenheit geraten waren, finden wieder vermehrt Anwendung. Das hat zum einen die Ernährungssituation der Bevölkerung deutlich verbessert und die Armut vermindert. Zum anderen nutzen die Bauern, die ihr Vorgehen heute gemeinschaftlich planen, ihre knappen natürlichen Ressourcen in einer schonenderen Form. Verteilungskonflikte um Wasser und Land, etwa mit den Viehhirten der Massai, können dadurch entschärft werden.

Beispiele aus drei Kontinenten



- In Indonesien haben Bauernorganisationen gemeinsam ökologische Anbaumethoden und die lokale Vermarktung ihrer Produkte geplant und organisiert, Spar- und Kreditgruppen gebildet und Maßnahmen dazu entwickelt, wie die Geschlechtergleichheit, zum Beispiel bei Entscheidungen, verbessert werden kann. Kakaopflanzungen im Hochland arbeiten inzwischen gewinnbringend, durch eine Vermarktungsgenossenschaft wird ein besserer Preis als im Einzelverkauf an Zwischenhändler erzielt.
- In Südbrasilien haben Bio-Bauern nachhaltige Produktions- und Vermarktungsstrukturen für Erzeugnisse des Ökolandbaus aufgebaut. Inzwischen setzen sie ihre Produkte auf Bauernmärkten in der Region, aber auch in größeren Städten ab – zu guten Preisen. Erste Exporte zertifizierter Erzeugnisse nach Europa und in die USA erschließen neue Märkte. Die organische Landwirtschaft kann sich damit auch ökonomisch als Gegenkonzept gegen den gentechnischen Soja-Anbau beweisen.

Die Liste der erfolgreichen Ansätze, die kostengünstige und wirkungsvolle Alternativen zur industriellen Großlandwirtschaft darstellen, ließe sich fortsetzen. Angesichts des Konkurrenzdrucks durch die industriellen Großbetriebe und Importe, unter denen kleinbäuerliche Betriebe in vielen Ländern stehen, suchen immer mehr Bauern nach neuen Wegen, um ihre Höfe nicht aufgeben und in die Städte abwandern zu müssen.

Dabei wurde noch vor wenigen Jahrzehnten das Verschwinden der Bauern vorhergesagt. Der mexikanische Wirtschaftswissenschaftler Ernest Feder sah sie als eigene „Spezies“ durch die Globalisierung nahezu „ausgerottet“, der britische Historiker Eric Hobsbawm machte den weltweiten Tod der Bauernschaft als das entscheidende „Modernisierungs-Ereignis“ des 20. Jahrhunderts aus. Hintergrund waren Entwicklungen wie das „Höfesterben“ in Europa und die rasche Expansion der industriellen Land- und Viehwirtschaft, die mit neuen Hohertragssorten, Mechanisierung, großflächigen Monokulturen und Tierfabriken mehr und mehr die landwirtschaftliche Produktion umwälzte. Rein rechnerisch könnten damit drei Prozent der Weltbevölkerung die Menschheit ernähren – die Kleinbauern würden überflüssig. Mit ihren Überschüssen drängte die Agrarindustrie zunehmend kleinere Betriebe vom Markt. Gemeinsam mit den globalen Nahrungsmittelkonzernen, wie etwa Nestlé, brachte sie immer größere Teile der Landwirtschaft in aller Welt unter ihre Kontrolle. Landwirte, die im weltweiten Konkurrenzkampf mithalten wollten, mussten investieren und die Produktion erhöhen, um steigende Kosten und niedrige Preise aufzufangen. Die Agrarpolitik vieler Regierungen und der Europäischen Union trug mit Subventionen und Exportförderung zusätzlich dazu bei, die Dominanz der exportorientierten Großlandwirtschaft in den einzelnen Ländern selbst sowie international weiter zu stärken.

Doch die Kleinbauern weigerten sich zu verschwinden. Zwar ging ihr Anteil in den meisten Ländern zurück, viele gaben auf oder wurden verdrängt und zogen in die Städte. Ein großer Teil aber rückte nur aus dem Blickfeld von Wirtschafts-, Entwicklungs- und Agrarpolitik. Immer noch bietet die bäuerliche Landwirtschaft über zwei Milliarden Menschen ganz oder teilweise eine zwar klägliche Existenz, aber dennoch eine Existenz. In Ländern wie Äthiopien, Indien oder der Demokratischen Republik Kongo hat sich die Zahl der kleinen Höfe in den vergangenen zwei, drei Jahrzehnten sogar mehr als verdoppelt. Einfach, weil die Menschen keine Alternative hatten. Die Menschen machen weiter auf schlechteren Böden, unter erbärmlichen Bedingungen. Sie kommen zurück und besetzen das Land wie in Brasilien. Sie erkämpfen Landreformen wie auf den Philippinen. Sie erobern sich neue Märkte, etwa

für organische Produkte: Nach einer Studie von Jules Pretty und Rachel Hines wurden zu Beginn der 1990er Jahre in den Entwicklungsländern rund 100.000 Hektar Land nachhaltig bewirtschaftet; zehn Jahre später fast 30 Millionen Hektar. Der Studie zufolge betrieben damals bereits neun Millionen Bauern nachhaltige Landwirtschaft in den identifizierten Projekten, die meisten davon als Familienbetriebe oder Produktionsgenossenschaften.¹

Gleichzeitig schließen sich in vielen Ländern Bauern zu Genossenschaften, Bewegungen und Netzwerken zusammen, um ihr Gewicht gegenüber der Agroindustrie, internationalen Konzernen und Organisationen wie der Welthandelsorganisation, der Weltbank oder der Rockefeller Foundation und nicht zuletzt gegenüber der Politik zu stärken. In Indien gehen Hunderttausende gegen Gentechnik und die Gefährdung lokaler Märkte durch die Verbreitung von Supermärkten auf die Straße. Oder sie wählen im Bundesstaat Andhra Pradesh die Regierung ab, weil diese eine Modernisierungsstrategie durchsetzen will, die 20 Millionen Bauernfamilien „überflüssig“ gemacht hätte. Landbesetzungen in Brasilien, organisiert von der Landlosenbewegung MST (Movimento dos Sem-Terra), sind Vorbild für Forderungen nach umverteilenden Landreformen in Südafrika. Neue Bauernbewegungen, wie La Vía Campesina, bilden Bündnisse mit Bauernverbänden in Industrieländern in Europa und Nordamerika. Beobachter sprechen daher schon von einer „Rückkehr der Bauern“, die sich unter anderem bei den Agrarverhandlungen in der Welthandelsorganisation WTO lautstark und dramatisch bemerkbar gemacht und wesentlich zum gegenwärtigen Stillstand der Verhandlungen beigetragen haben.

Kleine Höfe, großes Potenzial

Es ist schwer zu sagen, wie viele kleinbäuerliche Familienbetriebe es genau auf der Welt gibt. Allein schon die Definition ist unklar. Durch die Literatur geistert eine Zahl von geschätzten 500 Millionen Betrieben mit rund 2 Milliarden Menschen, von denen Balduro und Edi Dieckow zwei typische Vertreter sind. Diese Art landwirtschaftlicher Betriebe bewirtschaftet weltweit rund 80 Prozent aller landwirtschaftlich genutzten Flächen. Auf kleinen Feldern, unter schwierigen Bedingungen und mit geringen Mitteln produzieren sie fast die Hälfte aller Grundnahrungsmittel, teils in Form der Selbstversorgung, teils als Vermarktungskulturen. Ihr Beitrag zur landwirtschaftlichen Produktion steigt sogar noch an, insbesondere bei Milch, Getreide und der Viehhaltung. Es sind vor allem die Frauen, die Reis, Hirse und Gemüse anbauen und das Kleinvieh versorgen.

Dennoch gehören die Kleinbäuerinnen und -bauern paradoxerweise vielfach zu den Ärmsten der Welt. Sie machen den größten Teil der über zwei Milliarden Menschen aus, die von weniger als umgerechnet zwei US-Dollar am Tag leben müssen, viele der über 850 Millionen Hungernden kommen aus ihren Reihen. Das hat viele Gründe: Oft wurden sie durch Plantagen, große Bewässerungssysteme, Nationalparks oder auch durch die wachsenden Megastädte auf schlechte Böden und in abgelegene Regionen abgedrängt, ohne Zugang zu Märkten und Versorgungseinrichtungen. Traditionelles Gemeinschaftsland, das sie für das Sammeln von Brennholz und wilden Früchten oder als Weide nutzen konnten, nutzen Regierungen oder Kommunen für industrielle, infrastrukturelle oder touristische Zwecke oder verkaufen es an Wirtschaftsunternehmen. Vielfach sind traditionelle Landnutzungsrechte nicht gesichert, da amtlich registrierte Landbesitztitel in traditionellen Rechtssystemen nicht vorgesehen waren. Zudem haben die Bauern häufig keinen ausreichenden Zugang zu Wasser oder anderen Ressourcen. Als Ernteteilhaber

¹ Brot für die Welt/Greenpeace, Ernährung sichern – Nachhaltige Landwirtschaft – eine Perspektive aus dem Süden, in: Weltthemen2, Brandes & Apsel, Frankfurt 2001

müssen sie ein Drittel der Erträge oder mehr an die Grundbesitzer abgeben, Pachtverträge gelten nur für zwei, drei Jahre, auf regierungseigenem Land sind sie nur geduldet. Bei vielen reicht die Landwirtschaft gerade einmal für die Versorgung mit Grundnahrungsmitteln, so dass sie darauf angewiesen sind, Zusatzeinkommen als Tagelöhner oder aus Heimarbeit zu erarbeiten.

Viele dieser Betriebe sind „organisch“ aus Not, weil Dünger, kommerzielles Saatgut und Agrarchemie für sie oftmals zu teuer sind. Diejenigen, die dennoch in eine Modernisierung, in Genpflanzen, Tiefbrunnen, Industriedünger und Pestizide investierten, geraten leicht in die Schuldenfalle, weil die liberalisierte Einfuhr subventionierter Agrarüberschüsse aus Europa oder den USA die Marktpreise für Reis, Speiseöl oder Zucker in den Keller treibt und sie ihre Kredite nicht mehr abbezahlen können.

Dabei zeigen die Beispiele aus Tansania, Brasilien und Indonesien, stellvertretend für viele andere erfolgreiche Kleinbauern, dass das nicht sein muss. Agrarwissenschaftler sind sich einig, dass das Potenzial für erhebliche Produktionssteigerungen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft vorhanden sei, wenn sie entsprechend gefördert und unterstützt würde.

Zahlreiche Untersuchungen belegen eine enge Beziehung zwischen Bewirtschaftungstypen und Landproduktivität. Kleinbäuerliche Betriebe erzeugen mehr Nahrung je Hektar mit weniger Kapital, wobei sie die geringeren Investitionen durch mehr Arbeit ausgleichen. Sowohl bei der Produktion je Hektar als auch bei der Produktion je Investitionseinheit übertreffen sie in vielen Fällen größere, industrialisierte Betriebe. Aufgrund niedriger Herstellungskosten liefern sie zudem Grundnahrungsmittel zu niedrigen Preisen, was wiederum für die Versorgung der städtischen Bevölkerung mit geringem Einkommen wichtig ist.

Welche Landwirtschaft?

Die Definition von (klein)bäuerlicher Landwirtschaft variiert stark, je nach den Gegebenheiten der verschiedenen Länder. Manche Länder setzen zum Beispiel die Grenze bei zwei Hektar bewirtschafteter Fläche an. Danach gäbe es über 500 Millionen kleinbäuerliche Höfe weltweit. In Lateinamerika sind Betriebe jedoch oft größer. So zählen in Brasilien beispielsweise alle Höfe unter 50 ha als klein, dagegen sind alle Bäuerinnen und Bauern in Indien mit mehr als 5 ha Land schon fast „Großgrundbesitzer“.

In vielen Situationen produzieren Kleinbauern überwiegend für den Eigenbedarf und kommen weitgehend ohne zugekauften Dünger, zugekauftes Saatgut und zugekaufte Pestizide aus, meist auch ohne feste zusätzliche Arbeitskräfte. So erklärt sich die Bezeichnung „Familienbetrieb“, obwohl viele von Frauen allein geführt werden.

Die bäuerliche Landwirtschaft ist häufig mehr oder minder „ökologisch“, wenn auch weniger aus Überzeugung als aufgrund von

Armut. Zugekaufte Betriebsmittel sind häufig einfach zu teuer oder schlicht nicht verfügbar. Man muss sich so behelfen.

Biologische Landwirtschaft im Sinne der gesetzlichen Vorgaben zur Zertifizierung lehnt den Einsatz von synthetischem Dünger, chemischen Pflanzenbehandlungsmitteln und gentechnisch veränderten Pflanzen grundsätzlich ab. Dadurch hält sie die Verschmutzung von Luft, Boden und Wasser so gering wie möglich. Sie strebt eine Produktionsweise an, die den Wechselbezug von Pflanzen, Tieren und Menschen erhält.

Unter nachhaltiger Landwirtschaft versteht man – neben weniger streng definierten ökologischen Standards – eine Wirtschaftsweise, bei der auch Aspekte von langfristiger Wirtschaftlichkeit und sozialer Gerechtigkeit berücksichtigt werden.

Darüber hinaus leisten sie auch volkswirtschaftlich ihren Beitrag: Der Anbau von Kaffee oder Kakao für den Export bringt den Regierungen Deviseneinnahmen, mit Rohstoffen wie Baumwolle oder Zuckerrohr versorgen die Bäuerinnen und Bauern die Industrie, und oft genug schaffen sie auch Arbeitsplätze: So hat die UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft, FAO, vorgerechnet, dass 100 Hektar Land, die in den Tropen von Bauernfamilien bewirtschaftet werden, etwa 35 Arbeitsplätze bieten. Plantagen von Ölpalmen und Zuckerrohr bringen auf der gleichen Fläche zehn Arbeitsplätze, Eukalyptus und Sojabohnen gerade mal einen halben. Darüber hinaus leisten kleinbäuerliche Familienbetriebe einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der ländlichen Wirtschaft insgesamt, da Einnahmen und Ersparnisse vorwiegend lokal investiert und verausgabt und die Überschüsse in der unmittelbaren Umgebung gehandelt und verarbeitet werden. Kleinbäuerliche standortgerechte Landwirtschaft trägt damit durch eine nachhaltige Kombination von Subsistenz- und Marktproduktion in beachtlichem Umfang zur Ernährungssicherung, zum Abbau von Armut und zu einer gesamtwirtschaftlichen Entwicklung bei.

Eine der bislang umfassendsten Studien (SAFE-World)² untersuchte Ende der 1990er Jahre über 200 Projektbeispiele nachhaltiger beziehungsweise ökologischer Landwirtschaft in 52 Ländern. Sie konnte zeigen, dass Bauern, die auf die nachhaltige Landwirtschaft umstiegen, also auf Industriedünger, Agrarchemie und gentechnisch verändertes Saatgut verzichteten, die Nahrungsmittelproduktion je Haushalt und Jahr um 1,71 Tonnen – oder mehr als 70 Prozent – steigern konnten. Für Bauern, die Knollen- und Wurzelfrüchte wie Kartoffeln, Süßkartoffeln und Maniok anbauten, betrug der Anstieg in der Nahrungsproduktion 17 Tonnen pro Haushalt und Jahr – eine Steigerung von 150 Prozent. Wenn mehr Betriebe diesen Beispielen folgen würden, könnte die kleinbäuerliche standortgerechte Landwirtschaft wohl tatsächlich „die Welt ernähren“, wie Befürworter des Biolandbaus immer wieder verkünden. Zumindest könnte sie ihren Beitrag zu einer gesicherten, gesunden Ernährung und zur Verringerung der Armut erheblich ausweiten. Bereits jetzt trägt sie wesentlich zur Armutsbekämpfung und Ernährungssicherung bei. Die angemessene ökonomische und entwicklungspolitische Würdigung dieser Leistung blieb jedoch bislang weitgehend aus.

Verdrängt, vergessen, unsichtbar

Dass die bäuerliche Landwirtschaft in vielen Bereichen und Regionen weit hinter ihren Möglichkeiten zurückbleibt, liegt weniger an ihr selbst als an der vorherrschenden Landwirtschaftspolitik von Regierungen, internationalen Entwicklungsorganisationen sowie den Interessen der Agroindustrie.

In den vergangenen dreißig, vierzig Jahren wurde die bäuerliche Landwirtschaft von Regierungen und staatlichen Entwicklungsorganisationen weitgehend vernachlässigt. Die „Grüne Revolution“ in den 1960er und 1970er Jahren, die Hunger und ländliche Armut besiegen sollte, konzentrierte sich in Süd- und Südostasien und Lateinamerika auf die Massenproduktion von Reis, Weizen, Mais und Soja. Die Projekte waren meist in Gebieten mit sicherer Wasserversorgung, fruchtbaren Böden und guter Infrastruktur angesiedelt. Sie kamen damit vor allem besser gestellten, kapitalkräftigen Betrieben zugute, während viele kleine Betriebe, die Hirse, Maniok oder Trockenreis anbauten und meist Regenfeldbau auf schlechten Böden betrieben, kaum erreicht oder sogar durch die erfolgreichereren, wirtschaftlich stärkeren Betriebe verdrängt wurden.

² SAFE-World-Report, University of Essex,
<http://www.essex.ac.uk/ces/research/susag/SAFEWrequestreport.shtm>

Als dann in den 1980er Jahren, auf Drängen von Weltbank und anderen internationalen Finanz- und Entwicklungsorganisationen, im Rahmen der sogenannten Strukturanpassungsprogramme viele Regierungen ihre Ausgaben kürzten, um Schulden zu bezahlen und Staatshaushalte zu sanieren, traf das die bäuerliche Landwirtschaft zusätzlich. Auch die Mittel- und Kleinbauern, die es bis dahin geschafft hatten, den Anschluss an die Modernisierung der Landwirtschaft im Rahmen der „Grünen Revolution“ nicht zu verlieren, waren nun mit dem Wegfall der staatlichen Verwaltung und Agrarpolitik konfrontiert. Die Ausgaben für Landwirtschaftsberater, Veterinärdienste, Marketing Boards, Ernährungssicherheitsreserven, Ausbildung, Agrarforschung und andere Dienstleistungen wurden radikal gekürzt. Die wenigsten Landwirte waren in der Lage, diese Schwächung zu überstehen. Kommerzielles Saatgut, importierter Dünger und Agrarchemie wurden für die meisten zu teuer. Die Einfuhr subventionierter europäischer oder US-amerikanischer Überschüsse trieben die einheimischen Preise für Reis, Speiseöl und Zucker, für Geflügel und Rindfleisch in den Keller. Viele Hühnerhalterinnen, Viehzüchter und Milchbauern verloren dadurch ihr Einkommen. Darauf blieb auch vielen, die einst auf dem Weg zum modernen industriellen Landwirt waren, nur der Ausweg zurück in die Subsistenzproduktion.

Mittlerweile sind die Familienbetriebe schon seit Jahrzehnten weitgehend auf sich allein gestellt: Sie überleben mehr schlecht als recht als Parallelwirtschaft zur industriellen Landwirtschaft und nutzen die Freiräume, die die Plantagen und Importe ihnen lassen. Die kleinbäuerliche standortgerechte Landwirtschaft, wie sie heute in vielen Regionen der Welt Realität ist, wirtschaftet unter schwierigen Bedingungen, eher ignoriert als gefördert. Staatliche Zuschüsse und öffentliche Investitionen, beispielsweise in Bewässerung oder Veterinärdienste, sind für diesen Landwirtschaftssektor kaum vorgesehen. Da die Märkte weit weg sind, dringen Informationen über die Preisnotierungen nicht in die Dörfer, und so sind die Kleinbauern beim Verkauf ihrer Ernte den Händlern bedingungslos ausgeliefert.

Gleichzeitig beweist ihre andauernde Existenz ihre Vitalität, die vielen Ansätze, Lösungen für ihre Probleme und neue Perspektiven und Möglichkeiten zu entwickeln, ihre Kreativität und die große Zahl von Menschen, die von ihr leben, ihre Notwendigkeit. Sie ist weitaus mehr als eine Nischen-Alternative. Wie die Beispiele aus Tansania, Brasilien und Indonesien zeigen, gibt es zahlreiche findige Bauern und kreative Bäuerinnen, die sich selbst zu helfen wissen. Weitgehend aus eigener Initiative und Kraft, vernachlässigt von der offiziellen Politik und benachteiligt im Kampf um Ressourcen und Märkte, haben sie sich behauptet. Ihr Vorbild, ihre Erfahrungen und ihre Erfolge können dazu beitragen, das Potenzial der kleinbäuerlichen Landwirtschaft auch in anderen Regionen und Ländern zu entfalten und neue Perspektiven zu eröffnen.



Aktive Landschaftsgestaltung: Aus Erosionsrinnen werden fruchtbare Felder.

Tansania: Die Verrückten von Dodoma

„Die Leute bezeichneten uns als verrückt“, sagt Raphael Chinolo und lächelt dabei wie jemand, der es besser weiß. Zwar auf andere Art verrückt als die Gruppe von Europäern, die kurz zuvor mit ihren Mountain Bikes durch das Dorf Chamkoroma gekommen war auf ihrem Weg von Kairo nach Kapstadt, mit Schlamm bedeckt, ausgemergelt und mit von Sonne und Anstrengungen geröteten Gesichtern. Aber auf jeden Fall hielten seine Nachbarn ihn und seine Frau Jessica für durchgeknallt, als er vor zehn Jahren begann, auf seiner Shamba, seinem Feld, einen drei Meter tiefen Gully zu „verschließen“, eine dieser zahlreichen Erosionsrinnen, die sich während der Regenzeit in reißende Wildwasser verwandeln und die Felder wegfressen.

Oben, wo der Gully noch schmal war, begannen sie damit, Gräben und Barrieren aus Stöcken und Elefantengras anzulegen. Das Wasser konnte durchfließen, doch die Erde wurde zurückgehalten. Bananenstauden, die in Gruben zwischen den Barrieren gepflanzt wurden, hielten weitere Erde fest. Inzwischen hält niemand mehr die Chinolos für verrückt. Heute wächst dort, wo früher nur unfruchtbarer Kies war, eine dichte Mischvegetation aus Bananen, einheimischen Bäumen, Orangen und Zitronen, Papayas, Mais, Hirse, Süßkartoffeln, Maniok und Erbsen. In einem Teich tummeln sich Fische, die im Dorf verkauft werden. Angesichts des Erfolgs und der steigenden Erträge trat an die Stelle von Kopfschütteln und Zweifeln am mentalen Zustand bei manchen Nachbarn der Neid. Jemand tat Gift in Chinolos Tee. Glücklicherweise gab es ein Gegenmittel aus einer Heilpflanze. Chinolo überlebte den Anschlag. Und vermittelt die Erfolgsrezepte nun anderen Bauern im Dorf und weit darüber hinaus.

Udongo – Boden

Gullies wie der, den die Chinolos nach ihren eigenen Worten „geheilt“ haben, sind die sichtbarsten Zeichen eines der schlimmsten Probleme der Landwirtschaft in Afrika – Bodenerosion. Besonders in semi-ariden Gebieten, wie der Region um die Hauptstadt Dodoma, in denen sich kurze, heftige Regenzeiten mit langen Trockenperioden abwechseln, trifft sie Millionen Bauern. Die Niederschläge, die jedes Jahr herbeigesehnt werden, waschen auch die Nährstoffe aus dem Boden aus.

Früher wäre Chinolos Familie einfach weitergezogen, wenn der Boden ausgelaugt war. Sie hätten ein neues Stück Land gerodet, wo die Erde noch fruchtbar war, und alles Grünzeug verbrannt. Anstatt zu pflügen, hätten sie mit dem Hackstock oder der kurzstieligen Hacke flache Mulden für die Samen gegraben, auf den Regen gewartet und ab und an Unkraut gejätet. Nach einigen Jahren, wenn die Erträge angefangen hätten zu sinken, wären sie weiter gezogen. Doch mittlerweile wird nicht nur an den fruchtbaren Abhängen des schneebedeckten Kilimandscharo im Norden, an der Grenze zu Kenia, geeignetes Land für diesen Wanderfeldbau knapp, sondern auch hier im weiten, zentralen Hügelland der Dodoma-Region. Dazu kommt, dass mit der Dezentralisierung vor einigen Jahren die Dorfverwaltung das Recht auf Landzuteilung erhalten hat. Jetzt kann der Dorfrat strenge Nutzungsaufgaben erheben: manche Flächen müssen aufgeforstet werden, andere sind als Weiden reserviert.

Dörfer wie Chitego, Leganga und Pingalame weisen inzwischen sogar Schutzgebiete aus, um die Erosion zu stoppen und den Wasserhaushalt zu schützen. So können Familien bei ausgelaugten Böden nicht mehr einfach weiterziehen und das nächste Stück Land unter die Hacke nehmen, sondern sind gezwungen, die Bodenfruchtbarkeit zu erhalten. Wer es sich leisten kann, gleicht die stille Erosion des Nährstoffreichtums durch Kunstdünger aus. Doch den meisten fehlt dafür das Geld.

Welche Folgen fehlender Dünger hat, können die Chinolos geradezu wissenschaftlich vorführen. Auf den ersten Blick sieht eines ihrer Felder, auf dem die Hirse kurz vor der Ernte steht, gut aus: kräftige, mannshohe Stängel, grüne, lanzenförmige Blätter, dicke Rispen. Doch auf dem Stück gleich nebenan sind die Pflanzen noch viel höher, die Stängel stärker, das Grün grüner und die Ähren doppelt so dick. Der Unterschied liegt nicht an der Sorte, am Boden oder mehr Wasser – wie in einem wissenschaftlichen Versuch sind die Bedingungen auf beiden Teilen gleich. Die Variable, die den Unterschied ausmacht, heißt *Mapambano*. Die Chinolos hatten nicht genug von diesem organischen Dünger für ihre ganze Shamba – und die Folgen sprechen für sich selbst. Sie schlagen sich auch in handfesten Zahlen nieder: 50 Sack Mais je Hektar mit Mapambano, um die zehn Sack ohne. Und in Jahren, in denen die Niederschläge schlecht sind, bedeutet „kein Mapambano“ vielfach „keine Ernte“.



Die Shamba aus dem Sandfluss

Schwester Martha trägt immer noch die Nonnentracht – blaues Kleid und weiße Haube, dazu eine weiße Schürze mit der Aufschrift 'Picnic '90'. Nachdem sie vor einigen Jahren aus Gesundheitsgründen den Orden verließ, suchte sie verzweifelt nach einer Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu sichern. Eines Tages, als sie sinnierend am Ufer des Flusses saß, kam ihr die Idee, man müsse den Sand, den der Fluss mit sich führt, sammeln. Darauf begann sie, nach der Regenzeit, als der Fluss wie üblich trocken war, im Flussbett unweit des Ufers Gräben anzulegen, in die sie Zuckerrohr pflanzte. In der nächsten Regenzeit sammelte sich der Sand hinter diesen starken und gleichzeitig flexiblen Barrieren. Anfangs wurde auch sie für verrückt gehalten, selbst von nahen Verwandten. Doch

Schritt für Schritt, Jahr für Jahr, wuchs das neu gewonnene Land. Heute hat Schwester Martha mehr als zwei Hektar Felder, bepflanzt mit Zuckerrohr, Bananen, Obstbäumen, Gemüse. Harte Arbeit? Ja, sagt sie und lächelt ein wenig. Und was hält sie davon, dass andere jetzt ihre Methode anwenden? Kein Problem, sagt sie, anderen dabei zu helfen, ihre Ernährung zu sichern, sei „genug Befriedigung“.



Dank ihres organischen Düngemittels „Mapambano“ hat Suzana wieder hohe Ernteerträge und kann sich und ihre Kinder ernähren.

Dennoch verzichtet der Nachbar von Suzana Silvesta auf Mapambano, und man sieht es seinem rupfigen Mais und sandigen Feld an. Er weigert sich, weil Mapambano „von einer Frau erfunden wurde“, seiner inzwischen berühmten Nachbarin. Das Dorf Haubi, in dem sie lebt, ist nur 36 Kilometer von der Distrikthauptstadt Kondoa entfernt, doch wegen der ausgewaschenen Straße, die sich durch eine von Erosionsrinnen zerklüftete Hügellandschaft windet, dauert die Fahrt mit dem Geländewagen über zwei Stunden – und wenn es geregnet hat, geht gar nichts. Als Suzana 1957 im Alter von 27 Jahren Witwe wurde, reichte ihr halber Hektar Land bestenfalls, um sich und ihre acht Kinder zwei Monate lang zu versorgen. So experimentierte sie mit Kompostierung. Anstatt die Maisstiele und anderen Erntereste zu verbrennen, wie es normalerweise geschieht, sammelte sie sie in einer Grube. Nach und nach erweiterte sie den Cocktail um Asche, Dung und Urin, Abwasser, Küchenabfälle und Gras, bis die Mischung stimmte. Sie stellte fest, dass die Kompostierung umso schneller erfolgte, je tiefer die Grube war. Innerhalb von weniger als sechs Monaten verwandelte sich jetzt der Inhalt der bis zu drei Meter tiefen Deponie, abgedeckt und gelegentlich mit etwas Wasser versorgt, in dunkle, krümelige, fruchtbare Erde, genug, um die Pflanzen auf mehreren Hektar mit neuer Muttererde zu versorgen. Gewiss sei das anfangs viel Arbeit, räumt sie ein. Doch dann brauche man auch zwei weitere Jahre nicht mehr zu düngen. Vor allem kostet der selbst hergestellte organische Dünger nichts. Und dank Mapambano habe sie „vergessen, was ein Ernteausschlag ist“.

Schwankende Regenfälle, schwierige Böden, große Entfernungen bis zur nächsten Stadt und schlechte Infrastruktur – zahllose Faktoren machen Landwirtschaft in vielen afrikanischen Regionen zu einer komplizierten und riskanten Angelegenheit, die viel Erfahrung und Ausdauer erfordert. Über Generationen hinweg wurde eine Vielfalt von Anbaumethoden entwickelt, die an diese Schwierigkeiten angepasst waren. Doch zunehmender Landmangel erzwingt neue Verfahren und kreative Weiterentwicklungen.

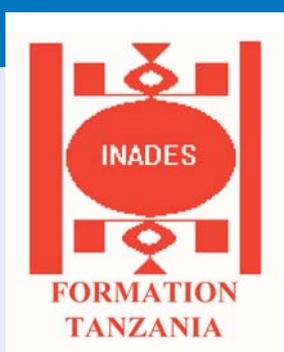
Suzana und die Chinolos gehören zu einer ganzen Reihe „verrückter Erfinder“. Im Unterschied zu Daniel Düsentrieb zeigt sich bei ihnen allerdings, dass ihre Entdeckungen, die sie weitgehend auf eigene Faust, ohne Unterstützung von außen, entwickelt haben, funktionieren. Die afrikanische Entwicklungsorganisation INADES hat, quasi als zivilgesellschaftlicher Risikokapitalgeber, ihre Methoden aufgegriffen, den Erfahrungsaustausch untereinander ermöglicht und zusätzliches Training organisiert. Sie wurden damit zur Keimzelle einer innovativen Bewegung zur Verbesserung der Landwirtschaft, ausgehend von den jeweiligen Möglichkeiten, Bedingungen und Gegebenheiten. Vielleicht das Wichtigste: Anstelle des vielfach beklagten „Hilfesyndroms“, dem Warten auf Unterstützung durch staatliche Stellen oder NGOs, nahmen Bäuerinnen und Bauern Probleme selbst in Angriff, und diese Initiative erhielt Unterstützung.

Inzwischen sind sie Vorbild für hunderte anderer Kleinbauern in der Region. Denn wie bei den Chinolos ist der Erfolg ihrer Innovationen sichtbar und messbar: höhere Erträge. Und damit höheres Einkommen. Suzana hat heute vier Hektar Land und ein neues, festes Haus. Jedes ihrer acht Kinder hat eine ordentliche Schulausbil-

dung. Fulmense Vincent, ein „Innovator“ aus Kelema, besitzt ein kleines Esslokal an der Hauptstraße des Ortes, Hamza Abdalla einen alten Lastwagen und eine Getreidemühle. Die Bäuerin Dangilo Salum hat nun genug Geld, um einen Traktor zu mieten, andere konnten die umgerechnet 180 Euro für ein Ochsesgespann aufbringen.

Mit dem Wohlstand „verringerten sich die sozialen Konflikte“, erklärt Abdalla Kifari, Dorfvorstand in Chitego: Früher hätte der Mangel oft zu Streit in den Familien geführt, doch jetzt herrsche „Harmonie“. Die vielfältige Anerkennung, die sie inzwischen bekommen, tut gut, sagt Suzana. Aber noch wichtiger sei es ihr, zu helfen, insbesondere den Frauen, um die Ernährungssicherheit der Familie zu verbessern.

Waren die Bauern früher „organisch“ aus Not, weil sie kein Geld für Chemiedünger und Agrargifte hatten, so sind es viele inzwischen aus Überzeugung. Mapambano etwa steigert nicht nur die eigenen Erträge, sondern sei inzwischen ein „Verkaufsschlager“, sagt Chinolo. 1000 Shilling, fast einen US-Dollar, zahlen Bauern für 20 Kilogramm. Dagegen findet der subventionierte, importierte Kunstdünger, für dessen Einsatz die Regierung die staatlichen Landwirtschaftsberater ins Feld schickt, im Distrikt Kondoa nur wenig Abnehmer. Selbst die Distriktverwaltung fördert – im Unterschied zur Politik des Landwirtschaftsministeriums – organischen Dünger. Manche Gegenden, wie die Dörfer Chitego und Pingalame, wurden von



INADES Formation Tanzania

INADES Formation Tanzania (IFTz) ist eine Nichtregierungsorganisation, die stark auf christlichen Traditionen fußt und im Bereich ländlicher Erwachsenenbildung und praxisnaher bäuerlicher Forschung tätig ist. Sie unterstützt Kleinbauern und Kleinbäuerinnen darin, ihr Wissen und ihre Erfahrungen weiterzuentwickeln und mit anderen zu teilen, vorhandene Ressourcen optimal zu nutzen und ihre Interessen und Rechte gegenüber dem Staat zu verteidigen. Erste Priorität dabei ist die langfristige und dauerhafte Sicherung der Lebensgrundlagen der kleinbäuerlichen Bevölkerung. Durch Unterstützung bei der Bildung von Vermarktungskoopertiven und der Suche nach Absatzmärkten sollen Einkommens-

möglichkeiten geschaffen werden, die den Familien einen Weg aus der Armut eröffnen.

Nachdem bei der UN-Konferenz Umwelt und Entwicklung 1992 in Rio de Janeiro die Staats- und Regierungschefs die Konvention zur Bekämpfung der Desertifikation verabschiedet hatten, die insbesondere auf Drängen afrikanischer Länder zustande kam, schrieb das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen eine „Progressive Farmers Initiative“ aus – kurz PFI. Daraufhin begann INADES, in Uganda, Tansania und Kenia „innovative Farmer“ wie Chinolo, Suzana Silvesta und Fulmense Vincent (siehe Kasten: Das Wasser unter dem Sand) zu suchen und zu vernetzen. Dazu kam Beratung über weitere Verbesserungen der Anbaumethoden und die Bildung von Spargruppen. Die Unterstützung bestand aber auch darin, Misstrauen und Widerstände abzubauen und den „Innovatoren“ den Weg aus der Nische zu bahnen. Denn als Fulmense Vincent zum Beispiel begann, auf seiner vom Sandfluss bedeckten Shamba Mais anzubauen, verklagte ihn die Umweltbehörde, da Landwirtschaft in Flussbetten nicht

erlaubt ist. Ein Besuch des Distriktchefs, arrangiert durch INADES, überzeugte die Behörden allerdings von der Methode. Für Schwester Martha musste INADES sogar einen Anwalt besorgen. Denn ihr Erfolg, dem Fluss neue Felder abzurufen, erweckte den Neid eines Verwandten, der Anspruch auf das Land erhob. Auch hier half schließlich die Einschaltung der Distriktverwaltung, die Unsinnigkeit dieses Vorwurfs zu entkräften.

Mit dieser Orientierung auf ländliche Entwicklung und Ernährungs-sicherung durch die Nutzung eigener Ressourcen und Kenntnisse und der Wertschätzung der Menschen als selbständige Akteure und Experten für die Lösungen ihrer Probleme entspricht INADES der regionalen Schwerpunktsetzung und der Sichtweise des EED, der die Arbeit von INADES in Tansania seit 1977 fördert. Finanziell unterstützt werden sowohl die Programme in den ländlichen Regionen als auch die institutionellen Strukturen wie etwa die Koordinationsarbeit durch das Büro in Dodoma.

den Bauern zu „chemiefreien Gebieten erklärt“, berichtet INADES-Mitarbeiter Baruani Iddi. Jeder, mit dem man hier spricht, scheint die Erfahrungen der „Großen Vier“ zu kennen und die Konsequenzen daraus gezogen zu haben: Nachdem in den vier wichtigsten landwirtschaftlichen Provinzen Iringa, Ruvuma, Mbeya und Rukwa im Südwesten des Landes jahrelang tonnenweise Kunstdünger auf die Mais- und Baumwollfelder gekippt wurde, ist die Bodenfruchtbarkeit zusammengebrochen. Ohne Dünger wächst hier nichts mehr, und auch mit erheblichen Mengen Chemiezugabe weniger als früher.

Anders die Gruppe junger Bauern, die in Chamkoroma Tomaten und anderes Gemüse anbauen; sie wollen nicht von der Chemie lassen. „Wir brauchen Kunstdünger und Pestizide“, sagen sie. Außerdem seien sie ihnen vom „Bwana shamba“, dem staatlichen Landwirtschaftsberater, empfohlen worden. Chinolo hat sie zu einer Diskussion über organische Landwirtschaft eingeladen. Und schnell entwickelt sich eine heftige Debatte. Chinolo und seine Mitstreiter führen die geringen Kosten und die Verwendung lokaler Ressourcen ins Feld – und immer wieder den Umweltschutz: Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit, Schutz der Wasserressourcen. Außerdem würden ihre Produkte besser schmecken. Die Jungbauern halten tapfer dagegen: Ihre Argumente sind Schädlingsbefall und Ertragssicherheit, um Kredite zurückzahlen zu können. Und weniger Arbeit: sie brauchen nur zum Händler zu gehen. „Der will doch nur Geschäfte machen“, hält die Chinolo-Fraktion dagegen, und verkaufe ihnen unnütze oder minderwertige Produkte. Beim Thema Arbeitsbelastung müssen die „Ökos“ allerdings zugeben, dass sie deutlich größer sei, wenn auch nur am Anfang, in den ersten Jahren. Dafür seien die Erträge weitaus stabiler als beim Chemieeinsatz und die Netto-Einnahmen höher, wie Chinolo triumphierend eine Studie der regionalen Landwirtschaftsuniversität zitiert. Überzeugen kann er die Gemüse-Jungbauern zwar nicht, aber immerhin räumen sie ein, dass für Boden und Umwelt Mapambano wohl wirklich besser sei.

Dünger für eine Grüne Revolution

Afrikas Bauern und Bäuerinnen verwenden vergleichsweise wenig Kunstdünger, weil sie arm sind. Die internationalen Düngemittelkonzerne sehen das anders: „Sie sind arm, weil sie kaum Dünger einsetzen“, behaupten sie. Verwenden afrikanische Bauern und Bäuerinnen südlich der Sahara im Schnitt lediglich acht, neun Kilogramm je Hektar, sind es in den Gebieten der „Grünen Revolution“ in Asien und Lateinamerika mehr als 140 Kilogramm. Und da die wenigsten afrikanischen Länder die Ressourcen haben, um eine eigene Düngerindustrie aufzubauen, bietet Afrika den Konzernen aus den Industrieländern scheinbar ein enormes Marktpotenzial.

Mit hochrangigen Konferenzen wie dem „Düngergipfel“ im Juni 2006 in Nigerias Hauptstadt Abuja rühren Verbände wie die US-amerikanische International Fertilizer Industry Association, IFA, daher die Trommel für Handels erleichterungen und staatlich unterstützte Absatzförderung für Dünger, etwa durch Subventionen. Doch damit sich der Düngereinsatz für den Bauern beziehungsweise für ein Land rechnet, müssen nach Einschätzung der UN-

Organisation für Ernährung und Landwirtschaft, FAO, für jede Tonne, die auf dem Feld ausgebracht wird, fünf bis zehn Tonnen Agrarprodukte verkauft werden.

Für die meisten Bauern, die auch keinen Zugang zu Kleinkrediten haben, ist der zugekaufte, synthetische Dünger unerschwinglich. Zudem muss der Stoff an die Kunden gebracht werden: Einfuhr, Lagerung, Transport und Verteilung verursachen erhebliche Kosten und logistische Probleme, zumal der Dünger anfällig gegen Hitze und Feuchtigkeit ist und den Bauern nur nützt, wenn er rechtzeitig geliefert wird. Wenn man ihn braucht, bei der Aussaat, ist er meist nicht verfügbar. Wenn er ohne eine intakte Humuswirtschaft ausgebracht wird, wird der Dünger bei den meisten afrikanischen Böden vom ersten Regen ausgewaschen. In den Böden fehlen Tonminerale, an denen die Moleküle des synthetischen Düngers ankoppeln könnten.

Mit dem lokal hergestellten, organischen Dünger *Mapambano* gibt es diese Schwierigkeiten nicht, weil die Pflanzennährstoffe an organischer Masse gebunden sind.



Die Auswahl von Kolben besonders ertragreicher Pflanzen und die geeignete Lagerung ist die Voraussetzung für eine gute nächste Ernte.

Mbegu – Saatgut

Die Klage über die Agrohändler, wie sie bei der Diskussion mit den Tomaten-Bauern geäußert wurde, ist weit verbreitet. „Sie verkaufen uns das falsche Saatgut“, berichtet auch Asha Mwinyi aus Chitego. Viele, oft importierte Hohertragsorten, die sie den Bauern anbieten, sind nicht geeignet für geringe, schwankende Niederschläge und prekäre Bodenbedingungen. Und sie entfalten ihr Potenzial erst mit Kunstdünger. Doch zahlreiche Händler denken eher an den eigenen Umsatz. Am liebsten verkaufen sie Hybrid-Saatgut, das nach der Ernte nicht wieder ausgesät werden kann. Denn dann müssen Bauer und Bäuerin jedes Jahr neues Saatgut kaufen. Bei Bohnen, Tomaten oder Sonnenblumen, wo es nur um geringe Mengen geht, ist das weniger problematisch. Aber bei Mais oder Hirse, die gleichzeitig Grundnahrungsmittel und wichtiges, oft einziges Verkaufsprodukt sind, können falsche Beratung durch Händler und hohe Kosten für die Kleinbauern katastrophal enden.

Suzana „Mama Mapambano“ betrifft das allerdings nicht. Sie verwendet Mais-Saatgut, das sie von ihren Vorfahren geerbt hat. Es sei nahrhafter als moderne Sorten, reife genau so schnell und sei zudem resistent gegen Schädlinge, versichert sie. Jedes Jahr nach der Ernte wählt sie die Kolben von besonders kräftigen, ertragreichen und wohlschmeckenden Pflanzen für die nächste Aussaat aus – ein einfacher, geduldiger Züchtungs- und Verbesserungsprozess über die Jahrzehnte, der angepasste, vielfältige und geeignete Sorten hervorbringt. Gegen Vorratsverluste durch Ratten hilft eine richtige Lagerung, dazu hätten sich Asche und getrockneter Ziegenmist als Mittel gegen Pilzbefall und Schädlinge bewährt.

Auch Mathias Mtwale trägt zu größerer Unabhängigkeit von den Agrohändlern bei. Der 30jährige ist ein Hansdampf in allen Gassen – erfolgreicher innovativer Bauer, gewählter Dorfvorsteher von Chitego und Vorstandsmitglied im regionalen Netzwerk von Bauerngruppen. Außerdem ist er aktiv im „Innovatoren“-Netzwerk und kommt gerade von einem Austauschprogramm in Indien zurück. Vor einiger Zeit begann er, zertifiziertes Saatgut für mehrere Mais- und Sonnenblumensorten herzustellen. Von einem staatlichen Züchtungsinstitut, das unter Rückgriff auf alte Landsorten neue, angepasste Sorten entwickelt hat, bekommt er Ausgangs-Saatgut, das er auf seinem Feld vermehrt. Sein Saatgut ist billiger, er gibt Kredit und die Kunden wissen, was Mtwale ihnen verkauft. Beim von der Industrie angekauften Saatgut dagegen sind Fälschungen die Regel. Denn dem Saatgut sieht man seine Eigenschaften nicht an, und Saatgutverkehrskontrollen gibt es in Afrika so gut wie gar nicht. Vor allem aber können die Bauern, die Mtwales Saatgut nutzen, ohne Bedenken einen Teil der Ernte wieder als Saatgut verwenden, denn geistige Eigentumsrechte liegen nicht auf dem Saatgut.

Weil es die meisten Kleinbauern des Kontinents so halten wie Suzana und Mathias, ist Afrikas kommerzieller Saatgutmarkt mit einem Umsatz von kaum mehr als 820 Millionen US-Dollar (2005) völlig „unterentwickelt“. Der größte Teil davon entfällt zudem auf Südafrika mit seiner industriellen, exportorientierten Landwirtschaft. Wie in vielen anderen Ländern weltweit, verwenden Bauern und Bäuerinnen ihr eigenes Saatgut (*farmer's seeds*), tauschen Saatgut mit Nachbarn oder kaufen es sich



Biologische Vielfalt:
Kleinbauern greifen zurück
auf traditionelles Saatgut,
das ihnen häufig bessere
Erträge beschert als neue
Züchtungen.

auf lokalen Märkten anstatt beim Agrohändler. Dieser informelle Sektor deckt in vielen Entwicklungsländern noch zwischen 80 und 90 Prozent des Bedarfs. Das Saatgut ist nicht nur kostengünstiger als kommerzielles Saatgut. Es entspricht mit seinen lokal angepassten und erprobten Sorten auch häufig besser den Bedürfnissen und Anforderungen der bäuerlichen Landwirtschaft als Hochertrags- und Hybridsorten. Die verlangen meist günstige Standortbedingungen und verursachen oft auch weitere Kosten, indem sie zusätzlich Dünger, Pestizide und gesicherte Bewässerung benötigen, um sich zu rechnen. Dennoch könnte der traditionelle Saatgutsektor gut eine Verbesserung gebrauchen, denn die Erträge stagnieren. Gemeinschaftliche Züchtung, bei der die Bauern eng mit professionellen Züchtern zusammenarbeiten, verspricht hier große Erfolge.

Der globalen Saatgutindustrie verhaseln solche Methoden allerdings das Geschäft. Ebenso wie die Düngerindustrie, die den geringen Pro-Kopf-Verbrauch in der afrikanischen Landwirtschaft als potenziellen Wachstumsmarkt ins Visier nimmt, drängt sie seit Jahren afrikanische Regierungen zu „Reformen“. Internationale Züchterverbände, wie die der *American Seed Trade Association* ASTA oder die ESA (European Seed Association), sind hier besonders aktiv, um die regionale Integration und Harmonisierung von Politik und Regulierung im Saatgutbereich voranzutreiben und die Staaten Afrikas dazu zu drängen, Mitglied im Internationalen Vertragswerk zum Schutze der Züchterrechte zu werden. Ganz oben auf ihrer Wunschliste stehen ein strikter Patentschutz, die Verhinderung von Wiederaussaat und der Aufbau von Händlernetzen, die kommerzielles Saatgut, Dünger und Pestizide an die Bauern bringen. Unterstützung erhalten sie durch Entwicklungsorganisationen wie die staatliche USAID, durch die Weltbank mit Programmen wie der Saatgut-Initiative für Afrika Südlich der Sahara (SSASI) und private Stiftungen wie der Bill&Melinda Gates Foundation und deren „Allianz für eine Grüne Revolution“.

Gleichzeitig versuchen Saatgut-Konzerne wie Monsanto, der US-amerikanische Marktführer bei gentechnologisch veränderten Pflanzen, den afrikanischen Kontinent für ihre Produkte zu erobern und die Vorbehalte vieler afrikanischer Regierungen, die negative Auswirkungen auf Gesundheit und Pflanzenvielfalt befürchten, zu durchlöchern. Tansanias Regierung schwankt inzwischen. Nachdem US-Regierung und USAID seit langem Druck machen, könnte sie demnächst Feldversuche mit Genbaumwolle zulassen, obwohl sich unter anderem in Südafrika und Indien gezeigt hat, dass sie für Bauern meist nur höhere Kosten und kaum Einsparungen, etwa bei der Schädlingsbekämpfung, bringt. Für Tansanias Baumwollbauern wäre zudem ein Abbau der Subventionen für die US-amerikanischen Bauern, durch die diese einen unfairen Konkurrenzvorteil auf dem Weltmarkt haben, wichtiger als Gentechnologie, meint INADES-Mitarbeiter Baruani Iddi.

Maji – Wasser

Auch den Launen der Regengötter sind die Bauern um Dodoma nicht mehr gänzlich ausgeliefert. Zwar haben sie kein Geld für Tiefbrunnen und Pumpen, außerdem ist der Grundwasserspiegel sehr tief. Flüsse, die das ganze Jahr über Wasser führen oder Seen gibt es nicht. Und die wenigen kleinen Wasserspeicher und Bewässerungssysteme aus der Kolonialzeit sind in Staatsbesitz übergegangen und verfallen und versandet. Neue, große Bewässerungssysteme sind in dem hügeligen Gebiet technisch und finanziell utopisch. Bleibt vor allem der Regen. Als kostenloses Geschenk der Natur fallen in der Region um Dodoma zwischen November und April im jährlichen Durchschnitt 500 bis 600 Millimeter Niederschläge. Das ist etwa ein Viertel weniger als in Deutschland. Wenn sie normal ausfallen, sichern sie das Überleben. Wenn sie höher sind, wie in diesem Jahr, gibt es eine Rekordernte. Aber wenn sie geringer ausfallen, wenn sie unregelmäßig sind und zu kurz, zu spät oder zur Unzeit kommen, dann kann das den völligen Ernteausfall oder sogar das Aus für die Bauern bedeuten.



Das Wasser unter dem Sand oder: Ein Desaster mit positiven Folgen

Fulmense Vincent hat einen Malaria-Anfall. Der große, kräftige Mann sieht angeschlagen aus. Dennoch hält er die Verabredung ein. Denn er will seine Geschichte erzählen, die inzwischen die Geschichte von hunderten von Bauern in der Umgebung von Kelema, einem Straßendorf zwischen Dodoma und der Distrikthauptstadt Kondoa, geworden ist. Das Treffen findet in seinem Café statt, einem kleinen Steinhaus in einer Reihe von anderen ähnlichen Häusern entlang der Durchgangsstraße. Ein paar Tische und Holzbänke, ein Kalender an der Wand. Es gibt Softdrinks. Heute besitzt er unter anderem dieses Café.

Aber vor zehn Jahren sah es so aus, als hätte er alles verloren. Während der Regenzeit hatte der Fluss sein Bett um mehrere Kilometer verlagert. Und über Nacht waren die Felder des Dorfes mit einer Schicht aus feinem, weißem Sand bedeckt, an manchen Stellen bis zu einem Meter dick. „Wir weinten, aber wir gaben nicht auf“, sagt Subira Mwinyuma, eine Bäuerin. Wir stehen auf ihrem früheren Acker, der jetzt weiß, trocken und heiß ist. Und Fulmense beginnt

zu buddeln. Nach 30, 40 Zentimetern stößt er auf eine feuchte, dunkle und fruchtbare Erdschicht. Das gleiche hatte er damals nach der Überschwemmung getan. In die Löcher pflanzte er Mais. Wenn die Pflanzen ein Stück gewachsen waren, füllte er das Loch mit Sand. Und so schien es nach einiger Zeit, als würde der Mais auf reinem Sand wachsen. Die Erträge waren gut. Und Unkraut jäten oder Schädlingsbekämpfungen waren nicht nötig. Der Sand wirkte als natürliches Herbizid und Pestizid. Was noch wichtiger war: Die Methode ließ sich für eine zweite Ernte in der Trockenzeit nutzen. Inzwischen wachsen auf diese Weise auch Tomaten, Süßkartoffeln und Auberginen. Der Fluch des Sandflusses erwies sich als ein Segen, weil Fulmense nicht verzweifelte und seinen Acker aufgab. Und heute sind die Felder unter dem Sand des Flusses begehrt. Der Preis dafür liegt inzwischen vier bis acht Mal so hoch wie normal. Das überrascht nicht, kann man doch bis zu umgerechnet 2.500 Euro je Hektar verdienen, erklärt Fulmense. Und weil inzwischen alle diese Methode nutzen, prosperiert Kelema.

Mapambano bietet auch hier Entlastung. Die lockere, fruchtbare dunkle Erde aus der Grube liefert nicht nur Nährstoffe. Zusammen mit dem Unterpflügen der Pflanzenreste hilft sie auch, die Bodenfeuchtigkeit zu erhalten. Und die entscheidet über Höhe und Sicherheit des Ertrags. Jede Woche, die es gelingt, Feuchtigkeit im Boden zu halten, verbessert die Ernteaussichten und nimmt den langen Trockenmonaten, in denen kein Tropfen Regen fällt, die wenigen Flüsse zu breiten Sandautobahnen werden und alles Grün verschwindet, ein Stück weit ihren Schrecken.

In Chamkoroma hat der Dorfrat außerdem Gemeindeland am Oberlauf eines Sandflusses für die Aufforstung vergeben. Der Pächter hat Obstbäume und schnell wachsende, einheimische Sorten gepflanzt. Sie bilden inzwischen ein schattiges Wäldchen, in dem Bienenkästen stehen und Gras für das Vieh geschnitten werden darf. Das Holz gehört dem Pächter, doch wird erwartet, dass er davon für Gemeinschaftsaufgaben abgibt. Innerhalb weniger Jahre hat sich die sandige Erde in federnen Waldboden verwandelt. Die Wurzeln halten die Erde fest, die Niederschläge sickern besser in den Boden ein, und anstatt Überschwemmungen zu verursachen, treten sie unten im Tal als Quelle, die für Gemüsegärten genutzt werden kann, wieder zutage.

Den nächsten Schritt, um von den Launen der Regengeister noch unabhängiger zu werden, trauen sich die Einwohner von Chamkoroma allerdings noch nicht zu – die Anlage kleiner Dämme und Stauseen, um die Niederschläge längerfristig zu speichern. Die organische Landwirtschaft nimmt viel Kraft in Anspruch: *Mapambano* herstellen, Terrassen anlegen und mit Büffelgras bepflanzen, neue Bäume setzen, Erosionsrinnen verbauen, Erntereste unterpflügen und den Boden mit Stroh bedecken, um die Bodenfeuchtigkeit zu halten. Aber Raphael Chinolo hat sich bereits über Methoden der „Regenernte“ informiert. Unter anderem war er dafür in Indien, wo inzwischen viele Bauerngruppen mit kleinen Dämmen, Teichen, Aufforstung und anderen Maßnahmen ihre Wasserversorgung verbessern. Auf Hilfe von der Regierung können Chinolo und die Dorfgemeinschaft dabei nicht bauen. So planen sie als erstes, selbst einen verfallenen kleinen Stausee oberhalb des Dorfes, der in der Kolonialzeit angelegt wurde, zu reparieren.

Kujitegemea – Eigenständigkeit

Wie die Finger einer Hand koordinieren Bauern und Bäuerinnen, wie Chinolo und Suzana, in der zentral-tansanischen Trockenzone die lokal verfügbaren Produktionsfaktoren – Land, Dünger, Saatgut Wasser und Arbeitskraft – mit einem flexiblen, komplexen Anbausystem. Längst reichen die Erträge, um über die gefürchtete Hungerzeit der trockenen Monate zu kommen. „Ernährungssicherung hat Vorrang“, erklärt Mathias Mawale. Ihre Überschüsse verkaufen sie an Zwischenhändler, die ins Dorf kommen. Damit haben sie auch einen Beitrag dazu geleistet, dass die Region um Dodoma heute nicht nur der größte Maisproduzent des Landes ist, sondern dass Tansania nicht auf Importe oder gar auf Hilfslieferungen angewiesen ist – im Gegenteil: Ausfuhren in die Nachbarländer bringen zusätzliche Einnahmen. Überdies tragen sie dazu bei, den Traum von Tansanias erstem Präsidenten nach der Unabhängigkeit, Julius Nyerere, zu erfüllen – wenn auch mit einiger Verspätung.

„Eigenständigkeit“, auf Swahili Kujitegemea, lautete die Parole, unter der Tansania in den 1960er Jahren einen unabhängigen Entwicklungsweg versuchte, in dessen Mittelpunkt die ländliche Entwicklung stand. Doch dann trug der Ölpreisschock Anfang der 1970er Jahre dazu bei, dass das Streben nach Self-Reliance, einer Entwicklung aus eigener Kraft, einen schweren Rückschlag erlitt. Überschuldung, Strukturanpassung und die Kürzung von Staatsausgaben führten dazu, dass staat-



In Dorfversammlungen stimmen sich die Bäuerinnen und Bauern ab und koordinieren ihre Zusammenarbeit.

liche Dienstleistungen wie Saatgut- und Düngerverteilung, Garantiepreise und Vermarktungshilfen, Infrastruktur und Beratungsdienste für die kleinbäuerliche Landwirtschaft weitgehend zusammenbrachen. Mit Beharrungsvermögen und Kreativität haben daraufhin viele Bauern ihre eigenen Lösungen für „Kujitegemea“ gefunden.

Professor Amon Z. Mattee von der Landwirtschaftsuniversität in Morogoro bewundert die „innovativen Bauern“ und ihre Begeisterung und plädiert für eine stärkere Unterstützung durch Agrarforschung und Regierung. Gleichzeitig hält er aber eine Kombination aus organischer Landwirtschaft und sparsam eingesetzten äußeren Inputs für notwendig, um höhere Erträge zu bekommen. Dabei müsse eine Balance gefunden werden zwischen Kosten und Produktivität, die sowohl eine gesicherte Ernährung als auch vermarktungsfähige Überschüsse gewährleistet. Solange der wissenschaftliche

Nachweis noch ausstehe, dass ökologische Landwirtschaft auf breiter Front möglich und tragfähig ist, zweifelt er, ob der ökologische Weg Afrika ernähren kann. Deshalb hat er Verständnis für die Regierungspolitik, Industriedünger und andere Inputs durch Subventionen für mehr Bauern erschwinglich zu machen. „Ernährungssicherheit ist eine Frage der nationalen Sicherheit, denn ohne sie verliert ein Land seine Souveränität und eine Regierung ihre politische Basis“.

Indonesien: Kleinbauern und der Weltmarkt

Das Dorf Marlaung im östlichen Tiefland von Sumatra liegt inmitten eines grünen, wogenden Ozeans von Ölpalmen, der bis an den Horizont reicht und scheinbar endlos darüber hinaus. Ein Meer von Geld, doch die Einwohner von Marlaung haben wenig davon. Dabei war das hier alles einst *luat-Land*, Gemeinschaftsland, das der einheimischen Volksgruppe der Batak gehörte. Doch dann kamen die Holländer und kolonisierten mit dem indonesischen Inselarchipel auch Sumatra, eine der größten Inseln der Welt. Mit ihnen kamen die Plantagen, die sich auch nach der Unabhängigkeit 1945 immer weiter ausbreiteten. Erst wurden die wertvollen Edelhölzer gerodet, dann Kautschuk, Tabak und im Hochland Kaffee, seit den 1970er Jahren dann die Ölpalmen. Häuser, Friedhöfe, Brunnen und Felder belegten zwar, dass die Batak dieses Land seit Generationen nutzen. Doch da sie keine Grundbucheintragungen, Urkunden oder Grundsteuerbescheinigungen vorweisen konnten, erhielten staatliche und private Unternehmen, viele davon in ausländischem Besitz, von der Zentralregierung in Jakarta Konzessionen für zigtausende von Hektar Land.

Von Landbesitzern zu Vertragsbauern

In der offenen Markthalle auf dem Dorfplatz, umrahmt von einer grünen Moschee, kleinen Geschäften und niedrigen Häusern aus Holz oder roten Ziegeln, haben sich die Männer des Dorfes versammelt, einige Frauen sitzen abseits und hören zu. Einer nach dem anderen bringt seine Anklagen gegen die Plantagen vor – Landraub, Wasserraub, Vertreibung von Bauern, enttäuschte Hoffnungen, auf den Plantagen dauerhaft Arbeit zu bekommen, gebrochene Versprechungen, Niedergang der Kultur und der Gemeinschaftswerte.



Im Schatten der Markthalle in Marlaung: Sutan Humala Hasibuan bringt in einer Versammlung seine Anklagen gegen die Plantagen vor.

Wegen der Abwässer der Ölmühlen musste der Reisanbau unten am Fluss eingestellt werden, ebenso der Fischfang. Nach dem Verlust ihres Landes, ihres Flusses und ihrer Wälder leben sie jetzt mehr schlecht als recht von drei, vier Hektar mit Kautschukbäumen und etwas Gemüseanbau. Einige der jungen Männer des Dorfes arbeiten als Erntehelfer oder Wachpersonal auf der Plantage, doch der Arbeitskräftebedarf ist gering, die Arbeitsbedingungen sind hart und die Löhne niedrig.

Vor einigen Jahren haben über tausend Dorfbewohner die Plantage besetzt. Doch nach drei Wochen wurden sie von der Militärpolizei,

Ngatimin „Keling“ hat seinen Spitznamen „der Schwarze“ wohl zu Recht. Schwarze Haare, dunkle Haut, dunkle Augen, ein schwarzes, verwaschenes T-Shirt. Seine Vorfahren wurden vor Generationen aus Java herangeschafft, um auf den Plantagen des holländischen Kautschukherstellers N.V. Rubber zu schufteten. Als es 1936 eine schwere Hungerkrise gab, rodeten sie auf eigene Faust fast 300 Hektar Wald. Sie zahlten Abgaben und erhielten vom Dorfvorsteher eine Bescheinigung, die ihren Status als Landnutzer bestätigte. Doch seit der Unabhängigkeit dehnte sich die Plantage, die ihren Besitzer mehrfach wechselte und heute LonSum, einem großen indonesischen Konzern gehört, mehr und mehr auf ihr Land aus. Wer sich wehrte, wurde als „Kommunist“ eingestuft, in den 1970er Jahren ein halbes Todesurteil.

Inzwischen bebauen „Keling“ und einige weitere Familien die ihnen noch verbliebenen 15 Hektar gemeinschaftlich, andere arbeiten als Tagelöhner. Tag und Nacht halten sie Wache, weil die Plantage immer wieder versucht, sie zu vertreiben. Bei Konfrontationen stehen die Frauen in der ersten Reihe: „Sie argumentieren, die Männer würden töten“, erklärt „Keling“. Ihre Forderung nach Rückgabe des Landes bekämpft der mächtige Multi seit Jahren mit Hinhaltenaktik und Drohungen, mit Militärpolizei und Gerichten. Warum ist LonSum so wild auf ihr Land, wo der Konzern doch tausende von Hektar bereits besitzt? „Reine Gier“, antwortet „Keling“ knapp. Und es ist ein Präzedenzfall, da LonSum und andere Plantagen in vielen Teilen des Landes mit ähnlichen Forderungen konfrontiert sind. „Wir fordern unser Land doch nicht, um reich zu werden“, erklärt „Keling“, „aber für 511 Familien ist es eine Frage des Überlebens“.

die in voller Kampfausrüstung anrückte, vertrieben; einige wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt. Und seit alle Welt von gewinnträchtigen Agrartreibstoffen redet, sinken ihre Chancen, wenigstens einen Teil ihres Landes zurück zu bekommen, weiter. Anstatt über Rückgabe nachzudenken, verdrängen angesichts steigender Weltmarktpreise in vielen Landesteilen neue Plantagen weitere kleinbäuerliche Betriebe, zusätzlich werden große Flächen Regenwald gerodet. Angesichts des Booms für Agrartreibstoffe versprechen Ölpalmen, die zehnmal so viel Öl wie Soja und viermal so viel wie Raps liefern können, sprudelnde Gewinnquellen zu werden.

Die Hoffnungen der Einwohner von Marlaung richten sich jetzt auf eine „People’s Plantation“. Ihr Ältestenrat hat mit einem Unternehmen ein Abkommen unterzeichnet, nach dem sie 40 Prozent von dessen Plantage bewirtschaften können. Das Gesamtmanagement und der Betrieb der Ölmühle, an die die Bauern ihre Bündel abliefern müssen, liegt beim Unternehmen, das als Gegenleistung und Abzahlung für die Investitionen in die Erschließung 40 Prozent des Ertrags der Bauern einbehält. Für die Kleinbauern ist das Ziel, auf einen Schlag ihre Kapitalprobleme zu lösen und ein kalkulierbares Einkommen von umgerechnet 70 US-Dollar im Monat zu haben. Nach sechs Jahren, so ihre Hoffnungen und die Berechnungen des Unternehmens, würden sie ihre Schulden abgetragen haben, nach 25 Jahren, wenn der Lebenszyklus der Palmen beendet ist, würde das Land dann an sie übergehen.

„Der Nutzen ist weitaus geringer, als anfangs erhofft und versprochen“, dämpft Safaruddin Siregar, Direktor der indonesischen nichtstaatlichen Entwicklungsorganisation BITRA, allerdings die Erwartungen angesichts der Erfahrungen mit ähnlichen Abkommen. Die Bauern werden abhängig vom Unternehmensmanagement, Abrechnungen können sie kaum nachprüfen. Für die Plantagen sei das Arrangement hingegen politisch ein wichtiger Schachzug: Sie machen die Bauern zu Verbündeten und Geschäftspartnern und verhindern damit Proteste und Konflikte, die ihrem Image und ihren Geschäften schaden könnten.

BITRA – Landrechte für eine nachhaltige Entwicklung



Die Landfrage ist seit der Gründung von BITRA in den 1980er Jahren ein wichtiger Teil der Arbeit.

Kautschukplantagen, Großflughäfen, Bergbauprojekte oder Palmölplantagen für Agrartreibstoffe bedrohen immer wieder die Lebensgrundlage der Menschen. BITRA unterstützt sie darin, für ihre Rechte einzutreten und sich gegen Korruption und Enteignungen zu wehren.

Nachhaltige Entwicklung ist untrennbar verbunden mit Demokratie, Umweltschutz und Gerechtigkeit. Die Unterstützung von Kleinbäuerinnen und -bauern bei der Umstellung auf ökologische Landwirtschaft, bei ihrem Zusammenschluss zu Kooperativen und bei der

Vermarktung gehört daher ebenso zum Arbeitsfeld von BITRA wie die Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit für Landrechte.

BITRA entstand aus einem breiten Bündnis christlicher und muslimischer Aktivist/inn/en in der Provinz Nord-Sumatra. Mittlerweile hat sich die NRO zu einer wichtigen Anlaufstelle für die Zivilgesellschaft entwickelt und fungiert als ein Bindeglied zwischen Basisgruppen aus abgelegenen Regionen und regionaler, nationaler und internationaler Politik. Intern verbindet die Organisation gelebte Demokratie und Professionalität. Der EED kooperiert mit BITRA seit 1993 in verschiedenen Projekten der integrierten ländlichen Entwicklung.

Wo die Schokolade wächst

John Purba dagegen hat keine Angst, dass ihm Investoren oder Plantagenbetreiber seine schöne Farm im Hochland westlich von Medan, der größten Stadt auf Sumatra, wegnehmen könnten – auch wenn er ebenfalls weder Grundbucheintragung noch Besitzurkunde dafür hat. Nur seine fruchtbaren Reisfelder unten im Tal hat er sich doch sicherheitshalber registrieren lassen. Hier oben in den schroffen Bergen um den Weiler Sayum Sabah haben die Unternehmen wenig Interesse, Plantagen anzulegen. Außerdem sei das traditionelle Landrecht noch immer fest verankert, Verstöße würden von der Dorfgemeinschaft nicht akzeptiert, ist John überzeugt. Das Recht sei „stark, denn es spricht mit dem Messer“, bekräftigt sein Nachbar die Bereitschaft, das Land zu verteidigen. „Doch die anderen sprechen mit dem Gewehr“, gibt ein anderer zu bedenken.

Johns Farm liegt etwas abseits der schmalen, aber asphaltierten Landstraße unweit des Weilers Sayum Sabah. Ein Pfad führt hinein in üppige Vielfalt – Chillisträucher mit kleinen, zartrosa Blüten und ersten, noch weißen Schoten, knallrot blühende Blumen, Papaya-Bäume mit drallen grünen Früchten, ein Gewirr von Ranken, Gräsern und Büschen, überragt von mächtigen Zuckerpalmen und alten Durian- und Nussbäumen. Johns Feld sieht eher wie ein Wald aus, die trockenen Blätter der Kakaosträucher auf dem Boden rascheln bei jedem Schritt wie Herbstlaub. Eine Reihe Areka-Palmen, deren hellgraue, schlanke, gerade Stämme förmlich Spalier stehen, markieren die Grenze zum Nachbargrundstück. „Grenzsteine kann man leicht versetzen“, erklärt John, „Bäume nicht“.

In den vergangenen zwei Jahren hat John über 400 alte Kakaosträucher mit ertragreicheren Sorten veredelt. Die jungen Blätter sind hellgelb, bevor sie über orange und rot in alle Schattierungen, von hellgrün bis dunkelgrün, übergehen. Direkt am Stamm haben die ersten Blüten angesetzt und die ersten, kaum daumen-nagelgroßen Schoten. Es dauert Monate, bis sie reif sein werden. Zur Überbrückung hat er die Ernte von den verbliebenen alten Sträuchern, darunter tiefrote, pfund-schwere Schoten.

Der Misanbau ist hier im bergigen Hochland, unweit von Medan, seit langem verbreitet – in den Tälern Reis und Fischteiche, an die Angler aus der Stadt am Wochenende kommen, Gemüse und Früchte an den Hängen. In dieses bewährte System, das Ernährung und ein bescheidenes Einkommen sichert, hat BITRA vor einigen Jahren zusätzlich Kakao eingeführt, bis dahin vorwiegend eine Plantagen-pflanze. Doch richtig behandelt, kann sie auch für Kleinbauern durch den Verkauf an Exporteure, die die Schokoladenhersteller in den Industrieländern beliefern, gutes Geld bringen. Inzwischen wird Kakao in Sumatra nahezu ausschließlich von Kleinbauern angebaut. „Kakao hilft uns, den Schulbesuch unserer Kinder zu finanzieren“, erklärt ein Nachbar von John. Denn die Felder werden durch Landteilung immer kleiner. Da verhindert die mit dem Kakaoanbau mögliche intensivere Nutzung, dass die Bauern ihr Land immer weiter in die Wälder ausweiten und damit das Wassereinzugsgebiet, das die Verbraucher der Millionenstadt Medan versorgt, weiter bedrohen.

Die Mitglieder der Bauerngruppe „Dalan Rukur Tanjung Selamat“ haben als Versammlungsort eine große Plastikplane ausgebreitet, die sonst zum Trocknen der Kakaobohnen benutzt wird. Die Kakaobüsche spenden Schatten, frische Kokosnüsse werden zur Erfrischung verteilt. Bauer Junaidi spaltet eine der zwanzig Zentimeter langen, gurkenförmigen Kakaofrüchte. Eingebettet in weißliches Fruchtfleisch die Bohnen. Das Fleisch könnte man essen, doch die Bauern nutzen es für die Fermentation der Kakaobohnen: Plastiksäcke mit erntefrischen Bohnen werden an Bäume gehängt, die Flüssigkeit wird aufgefangen und kann für die Anreicherung des Viehfutters verwendet werden. Nach mehreren Tagen werden die Bohnen zum Trocknen ausgebreitet oder zum Keimen gebracht, damit die Bauern ihr eigenes Saatgut haben.

Die Kakaobauern schälen die Bohnen aus den Kakaofrüchten, füllen sie dann zur Fermentation in Plastiksäcke und hängen sie auf. Die heraustropfende Flüssigkeit wird zur Anreicherung des Viehfutters verwendet.



Im Vergleich dazu bedeutet die Pflege der Sträucher viel Aufwand. Täglich müssen alte Zweige und überflüssige Triebe weggeschnitten werden, Schädlinge abgesammelt und Eichhörnchen vertrieben werden, die die Kakaofrüchte als Delikatesse entdeckt haben, seit die Wälder immer weiter dezimiert werden. „Aber es ist eine leichte Arbeit“, erklärt Junaidi, „eher eine Entspannung, ein Vergnügen, man kann dabei singen“. Alle nicken zustimmend. Und auch seine zwanzig Ziegen fressen nach anfänglicher Weigerung inzwischen Kakaoblätter, nachdem er sie einige Tage auf Diät gesetzt hat.

Versuche in Marktwirtschaft

In der Regel kommen jeden Tag mehrere Aufkäufer vorbei, die den Bauern die Bohnen abnehmen. Tahan Gurusingha macht das seit fast vierzig Jahren. Täglich zieht er von Markt zu Markt, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, um Gewürze, Nüsse, braunen Zucker aus dem Saft der Zuckerpalmen oder Kakao aufzukaufen und nach Medan zu den Großhändlern zu schaffen – eher ein Freund und Helfer als ein Halsabschneider, sagen die Bauern, obwohl sie überzeugt sind, dass seine Gewinnspanne ziemlich groß ist. Tausende, hunderttausende „Gurusinghas“ sichern den Marktzugang für die Kleinbauern.

Um einen besseren Preis zu bekommen, haben einige Bauern im Gebiet um Sayum Sabah eine Verkaufsgenossenschaft gebildet. Zweimal im Monat organisieren sie vor einem Gemischtwarenladen an der Hauptstraße nach Medan eine Auktion. Mit Schubkarren oder Fahrrädern schaffen die Bauern ihre Ernte heran. Albana, ein Mitarbeiter von BITRA, fungiert als neutraler Qualitätsprüfer, dann wird ein Mindestpreis festgesetzt. Meist kommen drei, vier Händler. Das höchste Gebot, das im Schnitt der vergangenen Monate um etwa 10 Prozent höher lag als der Mindestpreis, erhält den Zuschlag. „Wir könnten weit mehr verkaufen“, erklärt der Schatzmeister der Genossenschaft, Soedirman Tarigan. Und sie müssten weit mehr anbieten, um für zahlungskräftige, größere Aufkäufer attraktiv zu werden. Doch verkaufen viele Bauern auch weiterhin einen guten Teil ihrer Ernte an die fahrenden Händler wie Gurusingha – das ist einfacher, und er nimmt auch schlechtere Qualität ab, während Albana schon mal eine Lieferung wegen Qualitätsmängeln zurückweist. Außerdem bringt der Direktverkauf sofort Geld auf die Hand, während sie bei der Genossenschaft warten müssen. Auch der Zwischenhändler Gurusingha bietet gelegentlich mit – das erspart ihm die Feldwege, und die Qualität sei durch die Auktion besser geworden.

Safaruddin Siregar, Direktor von BITRA, hat aber schon ambitionierte, weitergehende Ideen. Nachdem die kleinen Zwischenhändler durch die Auktion teilweise ausgeschaltet werden und ihre Gewinnspanne den Bauern ein Stück weit zugute

Die Landwirte haben eine Verkaufsgenossenschaft gegründet um bessere Preise für Ihre Ernte zu bekommen. Albana, ein Mitarbeiter der Organisation BITRA prüft die Kakao-Ernte der Bauern auf Qualität und nimmt die Bohnen ab.



kommt, sollen als nächstes auch die Exporteure, deren Schnitt noch einmal erheblich höher ist, ausgeschaltet werden. Mit anderen Genossenschaften, beispielsweise aus dem Distrikt Asahan, schmiedet er bereits entsprechende Pläne. Die Genossen dort haben bereits eine längere Erfahrung mit Auktionen. Und sie setzen mit monatlich 60 Tonnen bei ihren Versteigerungen immerhin gut 40 mal so viel um wie die Genossenschaft in Sayum Sabah. Um auf dem Weltmarkt mitspielen zu können, müssen sowohl die Menge als auch die Qualität steigen.

„Wenn wir den Bauern einen besseren Preis zahlen können, sind sie auch bereit und in der Lage, die Qualität zu verbessern“, sind die Vorstandsmitglieder von KUD überzeugt. Fermentierung, Restfeuchte, Schädlingsbefall und Verschmutzung bestimmen die Qualität, die die Prüfer der Importeure akribisch unter die Lupe nehmen. Dazu der Gehalt an ungesättigten Fettsäuren, der Ph-Wert und natürlich das Aroma. Hier haben sie noch einen langen Weg vor sich, räumen die KUD-Vorständler ein.

In der Tat treten sie gegen mächtige Konkurrenten an. Die westafrikanischen Kakaobauern haben Indonesien auf dem Weltmarkt inzwischen vom zweiten auf den dritten Platz verdrängt und erhalten für ihren Kakao wegen der guten Qualität automatisch einen Preisaufschlag, während indonesischer Kakao mit einem Abschlag gehandelt wird. Noch sind die Genossenschaften ganz am Anfang, um die Regeln und Gesetze des Weltmarkts zu verstehen, geschweige denn zu beherrschen. Doch die ersten Schritte auf dem Weg heraus aus der Abhängigkeit von Exporteuren und Aufkäufern ist getan. Und Safar ist unbeirrt. „Was andere können, können wir auch“, erklärt er geradezu trotzig. „wir sehen natürlich die Schwierigkeiten, aber wir haben eine Vision.“

Verbündete

Hoffnung macht die wachsende Unterstützung durch Distriktregierungen. Jahrzehntlang hat der Staat die Kleinbauern vernachlässigt, vergessen und kaum unterstützt, alle Mittel kamen der exportorientierten Landwirtschaft, die besteuert wurde und deshalb Devisen und Steuern bringt, zugute. Doch das ändert sich jetzt, zumindest auf lokaler Ebene. So hat die Provinz-Regierung von Deli Serdang, unweit von Sayum Sabah, eine neue große Auktionshalle gebaut und der Genossenschaft KP BUT das Management angeboten. Dann könnten diese weitere Bauern dafür gewinnen, ihre Kakaobohnen durch die Genossenschaft und die Auktion vermarkten zu lassen.

Die Provinzregierung von Asahan hat der Kooperative KUD sogar eine nagelneue Schokoladenfabrik finanziert. Mit leuchtenden Augen führen die Vorstandsmitglieder die Röstmaschinen, Schälapparate, Mixer, Rührwerke und Pressen vor, an denen noch die Bedienungsanleitungen baumeln. Stichworte wie „zero waste processing“, „Beschäftigung für die Frauen“ und „Wertschöpfung“ schwirren aufgeregt durch die klimatisierte Halle. Die Schalen der gerösteten Bohnen bringen durch den Verkauf als Fisch- und Viehfutter zusätzlich Geld, die weißliche Kakaobutter wird von der Kosmetikindustrie für Lippenstifte verwendet und gut bezahlt. Und „in Zukunft können die Menschen hier Schokolade aus ihrem eigenen Kakao essen“, strahlt einer der Vorstandsherren und zeigt die ersten Muster-Verpackungen.

Die Dezentralisierung, die nach dem Sturz von Präsident Suharto Ende der 1990er Jahre als Teil politischer Reformen (*reformasi*) eingeleitet wurde, räumt den Distriktregierungen mehr Gewicht und Unabhängigkeit von der Zentralregierung ein. Das gibt neues Selbstbewusstsein. Und es eröffnet Möglichkeiten, gegen die Vormacht der Zentralregierung in der Hauptstadt Jakarta, die jahrzehntlang

die Politiker einsetzte, die wirtschaftlichen Geschicke bestimmte und jegliche Opposition unterdrückte, eigene Entwicklungsvorstellungen zu formulieren.

Der Grund für das neue Interesse an der bäuerlichen Landwirtschaft hat aber auch handfeste finanzielle und wirtschaftliche Gründe: Die Distriktregierungen sind gegenwärtig trotz Dezentralisierung und *reformasi* weitgehend abhängig von der Zentralregierung. Bei ihr müssen sie ihre Entwicklungspläne vorlegen, das Parlament in Jakarta muss dann die Gelder bewilligen – und ehe die Mittel für die Programme bereit stehen, ist ein Gutteil „verdunstet“ – je nachdem, wie „warm das Wetter ist“, scherzt Mangara, der Agrarexperte der Provinzregierung, über die verbreitete Korruption. Durch eine wirtschaftliche Stärkung der Kleinbauern und der Genossenschaften könnte die wirtschaftliche Entwicklung angekurbelt werden. Zudem ist Kakao produktiv: Zwei Hektar werfen soviel Geldeinkommen ab wie zehn Hektar Ölpalmen, erklärt Mangara. Vor allem aber: Das Geld aus den Ölpalmen geht an die Zentralregierung, die Kakaosteuer aber gehört den Provinzregierungen.

„Millionen Bauern sind ein Wirtschaftsfaktor, der Geld in die Kassen der Distriktregierung bringen kann“, hat der stellvertretende Distriktchef Soekirman denn auch erkannt. Um dieses Potenzial auszuschöpfen, brauchen die Bauern aber von allem eins: eine gesicherte Landnutzung, die Sicherheit, dass ihr seit Generationen genutztes Land anerkannt und geschützt wird – und mehr Land, um mehr produzieren und verdienen zu können, also eine Agrarreform. Letzteres allerdings kann auch die Distriktregierung nicht vorantreiben, da Landrecht Angelegenheit der Zentralregierung ist: Zwar gibt es mit dem nationalen Landgesetz von 1999, das unter anderem eine Landreform ankündigt, dafür eine Grundlage. Allerdings hätten alle Regierungen „seither vergessen, dieses Gesetz umzusetzen“, klagt Vize-Bupati Soekirman. So würden zwar immer wieder Umverteilungsprogramme für Land versprochen und angekündigt. Aber an die mächtigen und einflussreichen Plantagen trauen sich bislang nur einzelne Bauerngruppen wie die von „Keling“, nicht aber die Politiker heran.

Brasilien: Der Wert der Landwirtschaft

Die Aufnahme ins Supermarktsortiment gilt auch in Brasilien als ein wichtiger Erfolg für Bio- und FairTrade-Produkte. Der Schritt „raus aus der Nische, rein in die Regale“ signalisiert Akzeptanz und eröffnet die Hoffnung auf höheren Absatz und neue Käufergruppen. Zahlreiche Produkte haben diesen Sprung bereits geschafft: Im Angebot brasilianischer Supermarktketten wie *Guanabara* und *Master* finden sich Rohrzucker, Kekse und Süßigkeiten, Wein und *Cachaça*, der Schnaps für den *Caipirinha*, ebenso wie organisch angebautes Gemüse, Obstsaft, Brotaufstrich, Reis, „pommersche“ Bohnen, Naturheilmittel, Mehl, Mate-Tee, Honig und vieles mehr.

Der Landwirt Loro Natal Bosembecker hat seinen Betrieb umgestellt auf Bioprodukte, die er regelmäßig auf einem der Biomärkte in der Umgebung verkauft.



„Rückwärts gewandte Romantiker“

Der Anfang des Biolandbaus vor über dreißig Jahren war allerdings schwer, erinnern sich Loro Natal Bosembecker und seine Frau Luisa Helena. Wie viele andere Familien in Rio Grande do Sul und anderen Bundesstaaten im Süden Brasiliens sind sie Nachfahren deutschstämmiger Einwanderer aus dem Hunsrück, aus Pommern, aus Berlin oder Holstein, die seit dem frühen 19. Jahrhundert in großer Zahl ins Land kamen.

Auch sie waren in den 1970er Jahren den Verlockungen der Grünen Revolution erlegen, die auf den ersten Blick für die Bauern so vielversprechend schienen. Regierung und Agroindustrie hämmerten den Kleinbauern ein, dass Hohertragssorten, Dünger, Pestizide und Mechanisierung die Zukunft der Landwirtschaft seien. Manches sprach auch aus Sicht der Bauern dafür. Denn für die ausgelaugten Böden mit ihrer geringen Produktivität schienen Kunstdünger und neues Saatgut die richtige Antwort. Zudem gab es kräftige Unterstützung für Betriebe, die auf Tabak, Soja und andere industrielle Rohstoffe und Exportprodukte umstellten. Die Agroindustrie lieferte alles – von Saatgut über Dünger bis Beratung. Oft nahmen die Konzerne das Produkt auch ab, etwa Soja oder Tabak. Der Bauer brauchte sich praktisch um nichts anderes zu kümmern als um sein Feld, seine Pflanzen und die Ernte. Noch heute verspricht die Agroindustrie blühende Landschaften wie auf dem riesigen Plakat des Agrokonzerns *Pioneer* am Straßenrand:

goldgelbe Getreidefelder, sattgrüne, kräftige Sojapflanzen, ein sympathischer Vertreter von *Pioneer*, der zufrieden dreinblickenden Bauern die Vorteile der Grünen Revolution darlegt.

Für die Familie Bosembecker wurde das Experiment zum Desaster. Nach wenigen Jahren konnte sie sich von ihren gut 20 Hektar Land kaum noch ernähren. Die Agrargifte für Soja, Tabak und Pfirsiche hatten Loros Gesundheit ruiniert. So entschloss er sich zu einem klaren Schnitt: Keine Chemie mehr auf den Acker, keine Herbizide, keine Pestizide, keine Fungizide, kein Kunstdünger. „Ökonomisch war das eine Katastrophe“, erinnert sich seine Frau Luisa. Aber aufgeben und in die Stadt ziehen, das wollten sie unter keinen Umständen. Sie hatten keine Ausbildung. Und hier waren die Nachbarn, die Freunde, die alten Eltern.

Um zu überleben, verkauften sie Land, borgten sich Geld von Nachbarn und betrieben Kleinhandel. Mit der Zeit begann sich der organische Landbau auszuzahlen. Durch den Anbau von Leguminosen hat sich der verseuchte Boden erholt, die Muttererde ist schwarz, saftig und einen halben Meter tief. Heute sieht Loros Betrieb so ganz anders aus als die Pioneer-Werbung: ein Stück mit Tapioka, ein Acker mit Süßkartoffeln, verschiedene Obstbäume, ein Wäldchen, ein kleines Reisfeld am Hang, Zwiebeln, ein Misthaufen, Stroh, Hühner, Kühe und ein fettes Schwein. Bei Bosembeckers sieht es fast so aus wie auf einem deutschen Bauernhof in alten Bilderbüchern.

Wie viel sie heute mit ihren elf Hektar verdienen? Schwer zu sagen, druckst Loro. Er hat auch immer noch Schulden. „Aber ich mache das nicht, um reich zu werden“, erklärt er. Wichtig seien ihm die Gesundheit, der Verkauf auf den Wochenmärkten, die Familie, die Kirchengemeinde, die Kooperative – kurz: die „Agroökologie“. Und er sei glücklich, versichert er glaubwürdig. Den meisten nicht-ökologischen Bauern ginge es weitaus schlechter, weil die Preise für Tabak, Zwiebeln, Kartoffeln oder Bohnen momentan so niedrig seien.



Trügerische Sicherheit

Der Tabakbauer Valdari Gularte arbeitet für *Souza Cruz*, einen der größten brasilianischen Tabakkonzerne. 16.000 bis 18.000 Setzlinge pro Hektar setzt er von Hand. Später muss dann jede einzelne Blüte entfernt werden, damit alle Kraft in die Blätter geht. Von den Herbiziden gegen das Unkraut und den Pestiziden gegen Schädlingsbefall sei er krank geworden.

Er holt sich Tagelöhner, um die Spritzarbeiten durchzuführen. Krankheiten, Feuchtigkeit, Trockenheit – es gibt zahlreiche Gefährdungen für die Pflanzen, die die Qualität beeinträchtigen. Das Pflücken der Blätter ist

Handarbeit, Blatt für Blatt für Blatt. Anschließend werden sie gebündelt und im Trockenraum getrocknet. Hier drohen weitere Gefahren für die Qualität. Draußen trägt der enorme Holzbedarf für die Befeuerung zum Verlust der Wälder bei. Und dann sitzt der Bauer tagelang in dem Schuppen, in dem er die getrockneten Blätter lagert, und sortiert sie einzeln nach Farbe, Größe, Beschädigung, Verfärbung – wieder Blatt für Blatt für Blatt.

Die Firma unterscheidet 60 Qualitätsstufen, er schafft gerade einmal drei grobe Kategorien. Abschließend werden die Blätter zu dicken quadratischen Ballen gepresst, jeder 60 Kilo schwer. Die Firma holt die Ballen ab. In der Fabrik findet dann die abschließende Kontrolle statt – ohne den Bauern. Der bekommt das Ergebnis nur noch mitgeteilt – und meist ist die Qualitätseinstufung niedriger als die von ihm selbst vorgenommene. Wenn ihm das Ergebnis und der Preis nicht passen, so die Firma zynisch-großzügig, könne er ja seine Ware wieder abholen und woanders verkaufen.

Jede Woche ist Loro drei oder vier Tage auf einem der Biomärkte in der Umgebung, um die eigenen Produkte und die der anderen Mitglieder der Gruppe zu verkaufen. Anfangs war es gar nicht so einfach, Mitstreiter zu finden. Die Nachbarn beäugten den Aussteiger aus der modernen Landwirtschaft misstrauisch, betrachteten ihn als rückwärts gewandten Romantiker. Eine Umstellung dauert mindestens drei Jahre, bis sich die Böden einigermaßen erholt haben und die Felder wieder genug abwerfen – die müssen überbrückt werden. Der Wunsch nach der Komplettlösung, dem ‘Paket’ aus Saatgut, Dünger, Chemie und Abnahme der Ernte, ist eine der häufigsten Fragen, mit denen sich die organische Landwirtschaft und die Kooperativen konfrontiert sehen. Doch es gibt keine vorgefertigten, einfachen Lösungen. Praktisch alles mussten die Öko-Pioniere von Rio Grande do Sul selbst organisieren, Dünger, Saatgut, Schädlings- und Unkrautbekämpfung, Verarbeitung und Vermarktung ebenso wie technische Beratung, Training und Marktinformationen, weil die Agrarberater der staatlichen EMATER meist auf die industrielle Landwirtschaft und gegen die Agroökologie eingeschworen waren. Drei Mitstreiter aus den Anfangstagen haben denn auch bald wieder aufgegeben, weil der Erfolg zu lange auf sich warten ließ. Und noch heute wollen viele Nachbarn nicht glauben, dass die Bosesbeckers wirklich ohne Chemie über die Runden kommt, lacht Loro, „sie glauben, dass wir heimlich spritzen.“

Anfangs lief der Verkauf nicht so gut, weil die Bioprodukte weniger ansehnlich waren. Doch jetzt boomt der Absatz. Der Gemüsemarkt direkt gegenüber der Präfektur auf dem schönsten Platz der Distrikthauptstadt Pelotas bietet verschiedene Gemüse, dicke Süßkartoffeln, Maniok, Zwiebeln, weißen, gelben und tiefroten Mais, Tomaten, Bohnen, Rohrzucker und Reis, alles aus agroökologischem Anbau. „Am Abend wird das meiste verkauft sein“, versichert Loro, der eine grüne Kappe und ein T-Shirt mit dem Logo der Bauern-Kooperative „Sul Ecológica“ trägt.

„Wir könnten weit mehr verkaufen, als wir produzieren“

Rosalina Pagliari rührt die *garapa*, den frisch gepressten Zuckerrohrsaft. Nach 7 Jahren warf die kleine, von fünf Familien gemeinsam erbaute Zuckerfabrik endlich Gewinn ab.

Die fünf Familien der Gruppe AAFA (Associação de Agricultores Familiares Agroecológicos) in Campo Alegre, die meisten Nachfahren italienischer Einwanderer, sind zur Verarbeitung von Zuckerrohr und damit zu „höherer Wertschöpfung“ übergegangen. Das frisch geerntete Zuckerrohr wird gepresst, die *garapa*, der süße Saft eingekocht, beim Erkalten gerührt, gesiebt, abgewogen und verpackt. Die kleine Fabrik mitten in den Bergen im nordwestlichen Rio Grande do Sul war für sie ein

hohes geschäftliches Risiko. Um die Kreditbelastung nicht zu groß werden zu lassen, sind sie Schritt für Schritt vorgegangen, beraten und angelernt von CAPA. Doch erst nach sieben Jahren begann die Zuckerherstellung Gewinn abzuwerfen. Bis dahin hatten sie jeden Real, den sie verdienten, in die Fabrik gesteckt. Jetzt erzeugen sie 50.000 Kilo braunen Zucker im Jahr. Bei der *Safra*, der Ernte, beschäftigen sie zusätzliche Landarbeiter, Bauern kaufen sie das Holz für den riesigen Dampfkessel ab. So schaffen sie Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten.



CAPA: Träume



„Anfangs waren wir geradezu missionarisch“, sagt Vitor Hugo Hollas vom CAPA-Büro in Erexim. Angefangen hat das „Unterstützungszentrum für Kleinbauern“ (CAPA) in schweren Zeiten. Gegen Agrobusiness und Chemie, damit „gegen den Fortschritt“, wie Silvio Schneider, Geschäftsführer der Lutherischen Stiftung für Diakonie (FLD) in Porto Alegre ironisch sagt, begann CAPA, Alternativen aufzuzeigen. Damals war das geradezu ein systemkritischer Akt. Die Grüne Revolution war auf ihrem Höhepunkt. Alles andere erschien dagegen als Provokation. „CAPA ist die gewaltfreie Antwort der Kirche (IECLB) in einer Zeit der Spannung zwischen Militärregierung und Zivilgesellschaft“, ergänzt Silvio Schneider.

Ein Anstoß war, dass viele Bauern ihr Land verloren und abwanderten. Gleichzeitig gab es – wie im Dorf der Gallier Asterix und Obelix – damals überall einzelne Bauern wie Loro Bosembecker, die bei der Grünen Revolution nicht mitmachen wollten. Schnell entwickelte sich die Idee und der Wunsch einer alternativen Entwicklung als Gegenkonzept. Darin lebten die Ideale von Agrarreform, Organisation in Kooperativen und demokratischer Entwicklung weiter, die mit dem Militärputsch 1964 brutal beendet worden waren, – subversiv, wie eine friedlich-konstruktive Agrar-Guerilla. Sie vermischten sich mit einer protestantischen Ethik, die bei den überwiegend deutschstämmigen Mitgliedern der Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien (IECLB), die

CAPA anschoß, tief verwurzelt ist. Was anfangs wie eine unmögliche Aufgabe aussah, hat sich nach vielen Wandlungen und einem schwierigen Lernprozess längst etabliert. „Heute sind wir sichtbar“, ergänzt Ingrid Margarete Giesel, CAPA-Koordinatorin in Erexim, „auch wenn wir noch immer nicht überall akzeptiert sind“. Doch jetzt können sie zeigen, dass das, was anfangs eine „rückständige Idee“ war, erfolgreich ist.

Gleichzeitig erinnert die Entwicklung ein wenig an Sisyphos. Denn die gleichen Mächte, die gleichen Konzepte sind nach wie vor vorherrschend. Ging es damals gegen Soja-Monokultur und Gift im Tabakanbau, sind es heute Gensoja und Genmais, Eukalyptus-Plantagen für die Papierindustrie und immer neue Zuckerrohrpflanzungen für Agrartreibstoffe. Wieder werden Kleinbauern für großflächige Plantagen vertrieben oder geben auf, weil sie keine Perspektive mehr sehen. Nach wie vor ist die Agroökologie schwierig, „deshalb müssen sie weiter träumen“, sagt die Journalistin Susanne Buchweitz, die über CAPA ein Buch geschrieben hat.

Andererseits: Anders als früher ist CAPA heute Teil einer breiten Bewegung organischer Landwirtschaft und sozialer Bewegungen auf dem Land. Und mit der Arbeiterpartei PT und unter Präsident Luiz Inácio „Lula“ da Silva hat sie heute zumindest etwas mehr Unterstützung durch Staat und Politik.

Der EED kooperiert mit CAPA seit 1989 sehr erfolgreich im Bereich der Förderung der ländlichen Entwicklung bei kleinbäuerlichen Familien und Organisationen in Südbrasilien.



In den Pausen wandert die mit Mate gefüllte Chimarrão herum: Das heiße Getränk wirkt anregend und bringt den Arbeiterinnen neue Kraft.

Die Mitglieder haben sich im kleinen Versammlungsraum neben der Fabrik zusammengefunden. Der Chimarrão macht die Runde, der Mate-Tee der Gauchos. An dem heißen Gefäß aus dem Unterteil einer Kalebasse wärmten sich die Viehtreiber während der kalten Nächte in der Pampa die Hände, und immer noch ist der Chimarrão laut Werbung das Getränk „für die, die wirklich arbeiten“. Rosalina Pagliari gießt aus einer Thermoskanne ständig heißes Wasser auf die gehäckselten Mate-Blätter nach und reicht das reich verzierte Gefäß herum.

Die Zuckerrohrverarbeitung rechnet sich, erklärt Décio Agostini, Präsident der Kooperative agroökologischer Familienbetriebe, Cooperfas, in der AAFA Mitglied ist. Und er hat die Zahlen parat: 1000 Kilo Zuckerrohr bringen bestenfalls 50 Reais, dieselbe Menge, zu Rohrzucker verarbeitet, aber 300 Reais. Nach Abzug der Kosten bleiben immer noch 60 Reais. Allerdings bremsen Schwierigkeiten in der kleinen Kooperative immer wieder den Elan. „Kapitalist“, schnaubt Décio über einen Abtrünnigen, der die Gruppe verlassen hat. „Dem geht es nur um's schnelle Geld“, schimpft er. Und außerdem hätten ihm

die gemeinschaftlichen Entscheidungsprozesse, die Postenrotation, die Gleichberechtigung im Kollektiv nicht gepasst. „Der schlimmste Feind ist der Individualismus“, klagt Rosalina. „Die Geduld fehlt“, ergänzt Décio. Andere wieder wurden durch die Vorstellung abgeschreckt, sich möglicherweise von einer Frau an der Spitze der Gruppe etwas sagen lassen zu müssen. Die „Agroökologie“ verlangt nicht nur die Arbeit auf dem Feld, sondern auch langwierige und kontroverse demokratische Prozesse wie Beratungen, Planung und Weiterbildung in der Kooperative.

Dennoch hat Décio ehrgeizige Pläne: Eine Verdreifachung der Produktion sei durchaus drin, meint er. Der organische Zuckerrohr-Anbau bringe mindestens genauso hohe Erträge wie der konventionelle Anbau bei wesentlich geringeren Kosten. Und verkaufen könnten sie ihren Rohrzucker mit Leichtigkeit. Aufkäufer von Supermärkten würden ihnen die Türen einrennen. Sie könnten auch zusätzliche Mitarbeiter brauchen. Schon jetzt sind sie zusätzlich zur Feld- und Hausarbeit bis zu 200 Stunden im Monat in der Fabrik tätig. Die neuen Arbeitsplätze könnten die Abwanderung stoppen, hoffen sie, und einen Beitrag zur Erhaltung ländlicher Räume leisten. Der Sohn von Rosalina ist bereits aus der Stadt zurückgekommen.

Voller Stolz präsentiert der Landwirt Décio seine Zuckerrohrernte, die er inzwischen im organischen Anbau erwirtschaftet: die Erträge sind mindestens so hoch wie im konventionellen Anbau – die Kosten dafür sind geringer.





Eigenes Saatgut

In Canguçu, einem kleinen Ort in den Hügeln unweit von Pelotas, betreibt der Genossenschaftsverband UNAIC, ein Zusammenschluss von mehreren Gruppen aus der Region, eine Anlage, in der Saatgut, das die Bauern auf ihren Feldern vermehren, gereinigt, sortiert und verpackt wird. Darneci Rodrigues Cardoso zum Beispiel baut in einer Gruppe mit sechs anderen Bio-bauern-Familien seit zehn Jahren schwarze „pommerische“ Bohnen und Mais für die Saatgutherstellung an. Andere Gruppen produzieren Saatgut für mehr als zwei

Dutzend weitere Arten. Zwar bietet auch der Agrarhandel ein breites Angebot, doch war das für ihn zu teuer, erklärt Darneci. Dagegen sind die „Sementes crioulas“, das einheimische Saatgut, weitaus billiger und können zudem in der nächsten Saison wieder ausgesät werden.

Sein Saatgut bringt Darneci Cardoso fast doppelt so viel ein wie der Verkauf von Mais als normale Ware. Er verdient damit ungefähr 350 Reais im Monat, was in etwa dem offiziellen Mindestlohn entspricht. Eigentlich macht sich UNAIC mit billigem Saatgut, das zudem nicht jede Saison neu gekauft werden muss, den eigenen Markt kaputt, aber darum geht es gar nicht vorrangig: „Wichtig ist, die Versorgung sicherzustellen“, sagt Cléu de Aquino Ferreira, Präsident von UNAIC. Außerdem leistet die Gruppe damit einen Beitrag zur „In situ conservation“, wie die Fachleute es nennen, der Erhaltung von Sorten auf dem Feld, anstatt in den Kühlräumen einer Genbank. Ständig sucht sie weitere traditionelle Sorten, etwa auf Märkten, wo Bauern Saatgut untereinander tauschen, um sie in ihr Schutzprogramm aufzunehmen.

„Wir brauchen Alternativen“

Bis vor kurzem noch musste die „Agroökologie“ allein zurechtkommen. Staatliche Unterstützung floss an die reicheren Bauern. Das neue Kleinbauerngesetz von 1995 war ein erster wichtiger Schritt des Wandels. Damit können jetzt auch Familienbetriebe Kredite bekommen. Und mit Präsident „Lula“ da Silva von der Arbeiterpartei PT ist es in den vergangenen Jahren noch besser geworden. Inzwischen fließen immerhin 20 Prozent des Agrarhaushalts an die Kleinbauern. Es wächst die Einsicht in der Politik, dass Familienbetriebe eine Chance sind für die Millionen Landlosen, für arme Familien oder für die Rettung der Städte vor dem Kollaps. Auch Berater von EMATER arbeiten inzwischen mit CAPA zusammen.

Rückenwind erhalten sie auch – so überraschend es klingen mag – durch die Globalisierung. Denn die Entwicklungen der Weltpolitik reichen bis nach Rio Grande do Sul. Wenn in Europa Gesetze das Rauchen einschränken, trifft das die Region, in der ein großer Teil des Tabaks für den Weltmarkt und die Zigarettenindustrie angebaut wird. Dass rauchfreie Kneipen in Europa oder den USA auch für sie ein Thema sind, haben der Vize-Bürgermeister Liro Vollbrecht und der Landwirtschaftssekretär Carmo José Mayer von Vera Cruz, einer Gemeinde mit 23.000 Einwohnern, erkannt. In den 1960er Jahren haben hier Militärregierung und US-amerikanische Agrokonzerne das größte Tabakanbaugelände Lateinamerikas mit zahlreichen Fabriken geschaffen. Umstellen heißt heute für sie die Parole, Alternativen zum Tabak schaffen, und zwar möglichst mehrere.



Auf dem Öko-Wochenmarkt in Pelotas werden jeden Samstag lokale Bioprodukte der Genossenschaftsmitglieder verkauft: Da die Kosten für Anbau und Transport geringer sind können die Kunden hier preisgünstig einkaufen.

Eine dieser Alternativen heißt für sie „Agroökologie“. Anders als bei Tabak wächst dafür der Absatzmarkt, die Erzeugnisse sind gesund, die Umwelt bleibt intakt, Voraussetzung für eine weitere Alternative, den Tourismus. Regionale Wirtschaftskreisläufe werden gestärkt – anstatt Geld für Nahrungsmittel von außerhalb des Distrikts oder des Bundesstaates auszugeben, bleibt es im Lande. Damit wächst auch die politische Unabhängigkeit und sinkt die Erpressbarkeit durch Tabakunternehmen und Weltmarkt. Dass diese Umstellung gegen den Widerstand der Tabakindustrie nicht einfach ist, räumen die beiden Lokalpolitiker ein. Die Beziehungen zur Industrie „sien nicht gerade entspannt“, sagt der Landwirtschaftssekretär, „aber es herrscht auch kein Krieg“.

Ohne Frage hat sich die organische Bauernbewegung etabliert und ist zu einem Faktor geworden, mit dem Politik und Wirtschaft rechnen müssen. Die Bauern sind heute gut organisiert und können daher zumindest auf lokaler Ebene politisch Druck machen. CAPA, eine der ersten und inzwischen bekanntesten Organisationen, ist längst eine von vielen Organisationen, die die kleinbäuerliche Landwirtschaft und den ökologischen Anbau fördern. Gruppen wie UNAIC, die ihr eigenes Saatgut produzieren, wie ‘Sul Ecológica’ von Loro Bosesmecker oder wie AAFA mit ihrer Zuckerfabrik, sind Teil einer breiten, artikulierten und stärker werdenden Agrarbewegung. Zahlreiche weitere Organisationen, z. B. die Landlosenbewegung MST, Beratungsorganisationen für alternative Technologie wie CETAP und zivilgesellschaftliche Organisationen sind inzwischen entstanden. Gleichzeitig brechen andere Möglichkeiten, wie der Tabakanbau weg, was weiteren Rückenwind für die agroökologische Landwirtschaft schafft. So könnte es durchaus sein, dass die Entwicklung der Agroindustrie und die Globalisierung die Kleinbetriebe nicht mehr nur bedrohen, sondern ihnen auch in die Hände spielen.

„Solidarische Kommerzialisierung“

Natürlich sind Décio und die anderen Mitglieder der Genossenschaften stolz darauf, dass ihre Produkte den Sprung in die Regale der Supermarktketten geschafft haben. Zeigt es doch nicht nur, welche Akzeptanz Bioprodukte inzwischen erreicht haben, sondern auch, welche Fähigkeiten die Genossenschaften entwickelt haben, um die Anforderungen von Unternehmen und Konsumenten an Verpackung, zuverlässige Lieferung und gleichbleibende Qualität zu erfüllen. Aber es kann auch Abhängigkeit von Umsatzzielen der Geschäfte und Marketingstrategie anderer Hersteller bedeuten.

Ein weiteres wichtiges Standbein sind daher die Bioläden, von denen ‘Sul Ecológica’ allein in Pelotas drei betreibt. Auch die zahllosen Öko-Wochenmärkte, die regelmäßig und mit wachsendem Zulauf in Pelotas, Erexim oder Porto Alegre abgehalten werden, sind nach zaghafte Anfängen inzwischen aus vielen brasilianischen Städten nicht mehr wegzudenken. Mit dem staatlichen Ernährungsprogramm „fome zero“ (Null Hunger), hat sich für die Familienbetriebe ein weiterer Absatzmarkt aufgetan: Weil ihre Produkte nicht nur gesünder, sondern oftmals auch billiger sind, erhalten sie den Zuschlag, wenn Gemeinden den Einkauf von Nahrungsmitteln

Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser, oder „Partizipative Zertifizierung“



„Ich vertraue ihnen“, sagt die Stammkundin auf dem Biomarkt in Pelotas. Doch Kunden, die nicht den direkten Kontakt zu den Erzeugern haben, wollen ein Ökolabel sehen. Supermärkte verlangen Sicherheit, und für den Export müssen die Produkte erst recht zertifiziert werden. Das kostet allerdings, denn die Standards setzen die Zertifizierungsorganisationen, und ihre Überprüfung erfolgt durch externe Experten, Labors und Tests.

Ederson Wuaden ist so etwas wie ein Barfuß-Zertifizierer. Der 24 Jahre alte Sohn der Familie Wuaden, die der Gruppe Linha Florestal in Alto de Bela Vista angehört, ist Mitglied eines „Ethik-Komitees“ des Netzwerks Rede EcoVida. Gemeinsam mit zwei anderen Bauern und einem Agrarökonom besucht er Bauerngruppen, die ein Ökosiegel von EcoVida beantragen. Anbaumethoden und Arbeitsweise werden

besprochen, Felder und Verarbeitungsbetriebe geprüft. Auf Grundlage des Komitee-Berichts entscheidet dann eine Vertretung der lokalen Gruppe von Rede EcoVida über den Antrag. Das Siegel, das nicht nur ökologische Qualität, sondern auch die sozialen Werte gemeinschaftlicher Produktion bescheinigt, gilt dann für alle Mitglieder der Gruppe und für alle Produkte.

für arme Familien oder Schulspeisungen ausschreiben. Dann liefern die Genossenschaften Saft, Reis, Bohnen, Kartoffeln, Gemüse und frischen Fisch, ein logistischer Kraftakt, zu dessen Bewältigung ein breites Netzwerk von Erzeugern, Gemeinden und Zivilgesellschaft entstanden ist. Dieses „System solidarischer Kommerzialisierung“ hilft Produzenten und Verbrauchern gleichermaßen, sagt Rita Surita, die CAPA-Koordinatorin in Pelotas, und stärkt die organische Landwirtschaft weiter.

Angesichts der wachsenden Nachfrage nach Bioprodukten ließen sich – marktwirtschaftlich gedacht - leicht höhere Preise durchsetzen. Die meisten Kunden sind bereit, mehr zu zahlen als für herkömmliche Ware. Doch die agroökologischen Bauern stellen die verblüffende Frage: Warum sollen unsere Produkte eigentlich teurer sein? Ihr Anbau erfordert keine teuren Produktionsmittel wie Kunstdünger, patentiertes Saatgut und Agrargifte. Durch die regionale Vermarktung sind die Transportwege kurz, auch diese Kosten sind also niedrig. Natürlich müssen auch die Bauern ihre Ausgaben wieder hereinbekommen und wollen zudem etwas verdienen. Aber genauso wichtig ist ihnen die „Bewusstseinsbildung“. So dienen Wochenmärkte neben dem Verkauf und dem Verdienst auch dazu, die Idee der „Agroökologie“ zu verbreiten. Wie Décio von der Genossenschaft Cooperfas drastisch deutlich macht, funktionieren die Kooperativen nicht bedingungslos nur und ausschließlich nach dem „Geldkalkül“. Auch für die Familie Wuaden hat die Ernährungssicherung absoluten Vorrang. Nächste Priorität ist dann, die Unabhängigkeit weiter auszubauen. Die Zisterne, in der die Familie Regenwasser sammelt, ist ein solcher Schritt. Sprit aus Zuckerrohr für den alten Traktor und eine Solaranlage sind noch Zukunftspläne. Doch Schritt für Schritt haben sich die agroökologischen Familienbetriebe im Süden Brasiliens aus dem Netz der Abhängigkeiten befreit, das von Agrarkonzernen, Großgrundbesitzern, der Regierung und den alten Genossenschaften geknüpft wurde – und sie sind stolz darauf.

Markt ja, rücksichtslose, ausschließlich auf Gewinn und Verdrängungswettbewerb orientierte Marktwirtschaft nein, so lässt sich diese Position vielleicht knapp zusammenfassen. Es ist die Vision einer Ökonomie, die sich der reinen Marktlogik, in der Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen, entzieht und stattdessen auch sozialen, gemeinschaftlichen Anliegen wie Familie, Kirchengemeinde, Versammlungen, sozialem Leben und Solidarität Raum und Zeit lässt. Für die klassische Ökonomie sind das Faktoren, die wirtschaftlich nicht zählen, für die „Agroökologie“ ein notwendiger Bestandteil, auch wenn sie Produktivität und Gewinn schmälern. Doch Bauern wie Loro wollen nicht nur auf dem Acker stehen und für die Steigerung des Bruttozialprodukts arbeiten, sondern auch ein Leben jenseits der Ökonomie, der Umsatzsteigerung und Kreditabzahlung führen. „Wir könnten weitaus mehr produzieren“, sagt er, aber ein „gutes Leben“ sei ihm wichtiger. Was vor wenigen Jahren noch wie die hoffnungslose Spinnerei einiger Eigenbrötler, denen Werte wie Genügsamkeit und Gemeinschaft wichtiger sind als Profit, und wie die rückständige Romantik einer überholten, selbstgenügsamen Landwirtschaft aussah, hat sich inzwischen zu einer tragfähigen, durchaus zukunftsweisenden Alternative entwickelt.



Der brasilianische Agrarsoziologe und ehemalige Stipendiat des EED – Antônio Inácio Andrioli – warnt vor Gentechnologie

Warnung vor Gentechnologie

In den 1990er Jahren förderte die Regierung Gensoja, was zur Verdrängung von normalem Soja führte, und jetzt Genmais?

Andrioli: Nachdem die Regierung das Gesetz über biologische Sicherheit erlassen hat, hat sie die Entscheidung über den Anbau einer Wissenschaftskommission überlassen, die mehrheitlich von der Genlobby besetzt ist. Diese Haltung der Regierung hängt mit ihrer Strategie zusammen, Agrarexporte und den Anbau von Energiepflanzen zu fördern. Inzwischen wurde der Anbau von Genmais in Brasilien allerdings durch ein Gericht gestoppt. Durch Schmuggel aus Argentinien gelangen aber immer wieder kleine Mengen in den Anbau.

Welche Auswirkungen hätte eine Zulassung von Genmais auf die ökologische Landwirtschaft?

Andrioli: Eine Koexistenz zwischen dem Anbau von Genmais und Biomais ist nicht möglich. Eine Maispflanze kreuzt sich einfach in der Umwelt aus, und es ist unmöglich, Flächen voneinander zu isolieren. Das führt zur Verhinderung der ökologischen als auch der herkömmlichen Maisproduktion.

Und was bedeutet das für die Familienbetriebe?

Andrioli: Der Anbau von Genpflanzen führt zur Zunahme technischer Probleme, zu höheren Ausgaben für Betriebsmittel und damit zur Erhöhung der Produktionskosten, was klar eine Bedrohung für kleinere Betriebe darstellt. Da Land eine begrenzte Ressource ist, führt die zunehmende Abhängigkeit der Kleinbauern von der Kontrolle der Produktion durch Agrarkonzerne zu weiterer Landkonzentration, Landflucht, Armut und Hunger. Dazu kommt, dass die Vernichtung der Existenzmöglichkeiten von Kleinbauern gleichzeitig eine Verringerung der Produktion von Lebensmitteln bedeutet, denn Familienbetriebe sind in Ländern wie Brasilien für 70 Prozent der Nahrungsmittelproduktion zuständig.

Rückenwind für die bäuerliche Landwirtschaft



Die Familien der Gruppe AAFA haben sich zu einer Kooperative zusammengeschlossen: Von der Ernte des Zuckerrohrs bis zum verkaufsfertig verpackten Zucker liegt die gesamte Produktion in ihren Händen.

Die „verrückten“ Experimentatorinnen und Experimentatoren von Dodoma, die ambitionierten Kakao-Genossenschaftler und Genossenschaftlerinnen von Nord-Sumatra und die hartnäckigen „Agro ecologistas“ von Rio Grande do Sul geben den zahllosen Ansätzen und Initiativen, die die bäuerliche Landwirtschaft überlebensfähig und lebenswert machen, Namen und Gesicht.

Gemeinsam ist diesen ganz unterschiedlichen Erfolgsgeschichten die Organisation und Kooperation sowie eine breite, gleichberechtigte Beteiligung aller, auch der Frauen. Dadurch können Bäuerinnen und Bauern die Voraussetzungen schaffen, die für ihren Erfolg notwendigen Maßnahmen gegen oftmals heftigen Widerstand von politischen und wirtschaftlichen Interessengruppen durchzusetzen und auch zu verteidigen. Dazu gehören vor allem gesicherte Nutzungsrechte an Land, Wasser und anderen natürlichen Ressourcen, gemeinschaftliches, gleichberechtigtes und nachhaltiges Management dieser Ressourcen und der Aufbau von Strukturen, die den wirtschaftlichen Erfolg verbessern, wie Ausbildung und Training, Qualitätssicherung und Produktivitätssteigerungen, Kredite und Vermarktung.

Gemeinsam ist ihnen aber auch das Interesse an ökologischen Landbaumethoden – anfangs oft aus Geldmangel, zunehmend dann aber aus Überzeugung. Statt Monokulturen nutzen sie die biologische Vielfalt, anstatt Betriebsmittel zu kaufen, verwenden sie eigenes Saatgut, Kompost und einfache Technologien. Grundlage sind die über Generationen entwickelten Prinzipien des Wirtschaftens mit der Natur, die aber durch moderne ökologische Anbaumethoden weiterentwickelt wurden. Sie schützen die Böden vor Erosion und die Pflanzenvielfalt vor dem Aussterben. Der Regenfeldbau kommt ohne teure, oft schädliche Infrastruktur wie große Staudämme und Bewässerungssysteme aus. Der Anbau einer Vielfalt von Nahrungsmitteln hat Vorrang vor der Produktion für den Markt. Nur wenn die Ernährung gesichert ist, wird auch vermarktet, möglichst auf lokalen und regionalen Märkten. Umweltschutz und wirtschaftlicher Erfolg sind kein Gegensatz, sondern bedingen sich gegenseitig. Dabei gehen die Lösungen und Ansätze meist von der eigenen Situation der bäuerlichen Betriebe aus, von deren Bedürfnissen, Möglichkeiten und Interessen.

Die kleinbäuerliche standortgerechte Landwirtschaft trägt so nicht nur zur Ernährungssicherheit auf lokaler und nationaler Ebene bei. Sie stärkt auch Eigenständigkeit und wirtschaftliche und menschliche Sicherheit, indem sie die Abhängigkeit von globalen Märkten und Preisen, von Konzernen und Handelsunternehmen sowie von wirtschaftspolitischen Entscheidungen der Regierungen verringert. Die standortgerechte kleinbäuerliche Landwirtschaft kann eine tragende Säule für eine breite, stabile und sozial gerechte ländliche und regionale Entwicklung sein, integriert in gesamtwirtschaftliche Kreisläufe, aber unter Vermeidung existenzbedrohender Abhängigkeiten und Einflussnahmen.

Für das Konzept kleinbäuerlicher standortgerechter Landwirtschaft spricht noch ein weiteres Argument: Die Kosten für ihre Aufwertung und Förderung wären weit aus geringer als ein weiterer Ausbau der großen industriellen Landwirtschaft. Viele ökologische Schäden wie „Wasserstau“, Versalzung der Böden und Absenkung des Grundwasserspiegels, wie etwa teure, große Bewässerungssysteme sie verursachen, könnten vermieden werden. Vor allem trägt sie insbesondere zur direkten Verringerung von Armut und Ernährungsunsicherheit bei. Der Nutzen von größerer Unter-



Leben zu können von der eigenen Landwirtschaft – dafür fordern die Kleinbäuerinnen und Kleinbauern weltweit Unterstützung.

stützung, besserer Wirtschaftlichkeit und höheren Einkommen wäre auf eine größere Anzahl von Menschen gerechter verteilt. Gleichzeitig kann sie wegen ihrer breiten Basis in Ländern, in denen nach wie vor noch ein großer Teil der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig ist, einen sehr viel größeren Beitrag zum gesamtwirtschaftlichen Wachstum leisten als einige wenige, vorrangig exportorientierte Großbetriebe.

Doch meistens sind solche Versuche, die kleinbäuerliche standortgerechte Landwirtschaft gegen den Vormarsch der Grünen Revolution zu verteidigen, auf verlorenem Posten. Die entwicklungspolitischen Strategien des Mainstreams in der Agrarförderung gehen in eine

andere Richtung. Hierbei sind die staatlichen Akteure nahezu gleichgeschaltet: Die nationalen Landwirtschaftsministerien, die Agrarwissenschaft, die internationale Entwicklungszusammenarbeit – allen voran die „Global Donor Platform on Rural Development“, in der 80 % aller Finanzmittel für ländliche Entwicklung vereint sind – die Weltbank und auch neue finanzkräftige, globale Akteure wie die Bill&Melinda Gates-Foundation. Sie alle orientieren sich vorrangig an der „Grünen Revolution“ und setzen ländliche Entwicklung gleich mit Agrarwirtschaftsförderung. Unterstützung erhält die kleinbäuerliche standortgerechte Landwirtschaft von jeher meist nur von nicht-staatlichen, insbesondere kirchlichen Entwicklungsorganisationen und zivilgesellschaftlichen Bewegungen. Auf Dauer kann sie aber nur bestehen, wenn ihre Vernachlässigung beziehungsweise der Gegenwind und die Beeinträchtigungen, die sie vielfach durch Politik und Agrarwirtschaft erfährt, beendet werden. Sie benötigt und verdient Unterstützung und Förderung, um ihr entwicklungspolitisches Potenzial zur Bekämpfung von Armut und ihren Ursachen, zur Ernährungssicherung sowie zur Sicherung sozialer Gerechtigkeit, Stärkung von Eigenständigkeit und kultureller Identität besser entfalten zu können. Nur so ist es möglich zu verhindern, dass aus Bäuerinnen und Bauern Slumbewohner, Tagelöhner oder Zwangsprostituierte werden, eine Reservearmee billiger Arbeitskräfte, die um den Globus migriert.

Die Wiederentdeckung der Landwirtschaft

Da weckt die Wiederentdeckung der Landwirtschaft durch bilaterale und internationale Entwicklungsorganisationen in den vergangenen vier, fünf Jahren gleichzeitig Hoffnungen und Befürchtungen. So behandelt der Weltentwicklungsbericht 2008 der Weltbank, dem eine Art Meinungsführerschaft zukommt, erstmals seit über 25 Jahren wieder das Thema Landwirtschaft. Durch eine umfassende neue Strategie soll das Wirtschaftswachstum angeschoben und gleichzeitig Armut und die andauernde Ernährungsunsicherheit verringert werden. Regierungen versprechen, die Agrarbudgets kräftig zu erhöhen. Für Afrika, wo der Anteil der Familienbetriebe noch besonders hoch ist, haben der frühere UN-Generalsekretär Kofi Annan, zusammen mit der Bill&Melinda Gates-Stiftung und der Rockefeller-Stiftung, bereits eine „Neue Grüne Revolution“ ausgerufen.

Diese neue Agrarpolitik, zu der die Weltbank, internationale Organisationen und Regierungen aufrufen, verspricht, die bäuerliche Landwirtschaft aus dem Abseits zu holen und „in den Markt“, insbesondere in den Weltmarkt zu integrieren, der die besten Aussichten auf Wachstum, Absatz und Gewinne bietet. Durch eine bessere Versorgung mit Saatgut, Dünger und Agrarchemie sollen Produktion und Überschüsse steigen, neue Straßen, Flughäfen und Container-Terminals sollen die Anbindung an die Welt verbessern, private Händler und Unternehmen die Versorgung mit Produktionsmitteln und die Vermarktung von Erzeugnissen organisieren. Agrokonzerne und Agrarforschung investieren enorme Mittel in eine „grüne“ Bio- und Gentechnologie und versprechen, mit gentechnisch veränderten Pflanzen Probleme der bäuerlichen Landwirtschaft wie Dürre, schlechte Böden oder Schädlingsbefall zu lösen. Eine weitere Handelsliberalisierung und die „Supermarkt-Revolution“, die zunehmende Bedeutung großer Handelsketten im Landwirtschafts- und Ernährungsbereich, sollen neue Märkte öffnen. Auch Agrartreibstoffe werden von vielen als Chance betrachtet, dass bäuerliche Familienbetriebe endlich am globalen Aufschwung teilnehmen können, vor allem, wenn sie als Vertragsbauern für Großunternehmen arbeiten würden.

Allerdings befürchten viele Bauernorganisationen und nicht-staatliche Entwicklungsorganisationen, dass diese „Neue Grüne Revolution“ eine neue Welle der Gefährdung und Zerstörung kleinbäuerlicher standortgerechter Landwirtschaft und damit der Verarmung der ländlichen Bevölkerung auslösen könnte. Die meisten kleinbäuerlichen Betriebe werden, bei dieser „Integration in den Markt“ nicht wirklich mithalten können, sondern, wie bereits durch die Grüne Revolution in den 1960er und 1970er Jahren, weiter verdrängt werden. Dagegen kommen die alternativen Ansätze einer angepassten standortgerechten Landwirtschaft, wie sie sich in vielen Varianten innerhalb der kleinbäuerlichen Bauerngruppen entwickelt haben, in der neuen Agrarpolitik bestenfalls am Rande vor. Dabei sollte man doch annehmen, dass die Bauern selbst die besten Ratgeber sind, wenn es um die Lösung ihrer eigenen Probleme und um ihre eigene Zukunft geht. Dieser Gegensatz zeigt sich insbesondere an der Frage, wie die Ernährung zukünftig gesichert werden soll.

Ernährungssouveränität

„Ernährungssicherheit“ klingt als Ziel der neuen Agrarpolitik richtig und vielversprechend. Doch in der entwicklungspolitischen Diskussion wird darunter lediglich eine ausreichende Versorgung mit Nahrungsmitteln für alle Personengruppen verstanden – sei es durch eigene Landwirtschaft, sei es durch Importe, durch ein Einkommen, das eine ausreichende Ernährung erlaubt, oder durch Nahrungsmittelhilfe für diejenigen, die diese Möglichkeiten nicht haben.

Woher die Nahrungsmittel kommen, spielt dabei keine besondere Rolle – es können industrielle Großfarmen sein, es kann gentechnologisch veränderter Mais sein, wie es häufig bei den US-amerikanischen Nahrungsmittelhilfen der Fall ist, es können Importe aus der ganzen Welt sein. Ernährungssicherheit würde dabei nicht mehr vorrangig durch die eigene, landwirtschaftliche Produktion und die bäuerliche Landwirtschaft eines Landes erfolgen, sondern über den Weltmarkt – durch den Export von Produkten wie Blumen, Gemüse, Agrartreibstoffen, Fisch, Fleisch oder Wein, deren Erzeugung hohe Investitionen verlangt, würden Devisen verdient, um den Import von Agrarüberschüssen aus Ländern mit industrieller Nahrungsmittelproduktion wie Europa, den USA und einigen wenigen anderen Ländern finanzieren zu können.

Dagegen erheben die neuen Bauernbewegungen die Forderung nach „Ernährungssouveränität“ als Leitbild einer angepassten, gerechten und wirksamen Unterstützung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Danach haben Regierungen die Aufgabe, die Bedingungen zu schaffen, die eine gesunde, umweltverträgliche Erzeugung von Agrarprodukten, faire Bedingungen für alle Bauern und die gesicherte Versorgung der Stadtbevölkerung mit Lebensmitteln ermöglichen. Dazu gehören nicht nur eine ausreichende Unterstützung der bäuerlichen Landwirtschaft, gesicherte Landbesitz- und Ressourcennutzungsrechte für alle Bevölkerungsgruppen, also auch für Viehhalter oder Fischer. Auch Schutzzölle, Agrarreformen und eine Beteiligung der ländlichen Bevölkerung an agrarpolitischen Entscheidungen spielen eine wichtige Rolle. Nur so lassen sich auf Dauer die Beschäftigungs- und Einkommensmöglichkeiten in der Landwirtschaft für Millionen Menschen erhalten, die Armut wirksam verringern und die Umwelt langfristig schützen.

Das Konzept der Ernährungssouveränität drückt damit auch die Vorstellung von einer ländlichen Ökonomie und Entwicklung aus, die durch die bäuerliche Landwirtschaft bestimmt wird: Im Vordergrund stehen dabei die Sicherung der Ernährung, geeignete Produktionsbedingungen, Eigenständigkeit und soziale Gerechtigkeit, Umweltschutz und die vielfältigen sozialen, kulturellen und rituellen Interessen der Produzenten – kurz: die „Multifunktionalität“ der Landwirtschaft. Denn es kann nicht nur darum gehen, dass genügend Nahrung durch die Landwirtschaft bereitgestellt wird. Es geht vielmehr auch um die entscheidende Frage, welche Nahrung erzeugt wird, durch wen und mit welchen Methoden und Verfahren.

Regenbogen-Evolution

Die Rückbesinnung auf traditionelle Anbaumethoden und die Verwendung lokaler Sorten sichern die biologische Vielfalt.

Außerdem fordern die Bauern und Bauernorganisationen endlich ihren Anteil an der staatlichen Unterstützung für die Landwirtschaft. Die Unterstützung müsse da ansetzen, wo die Stärken der bäuerlichen Landwirtschaft liegen: Mit geringen Kosten und einer sinnvollen produktiven Ressourcennutzung eine Vielfalt von Pflanzen und Anbaumethoden und ohne schwerwiegende Umweltschäden gesunde,

vielfältige landwirtschaftliche Produkte erzeugen. Auch heute noch verfügen Bäuerinnen und Bauern über reiches Wissen und wertvolle Kenntnisse in nachhaltiger, standortgerechter Landwirtschaft. Dieses Wissen sollte weitaus stärker als bislang anerkannt, verbreitet und in Programmen der landwirtschaftlichen und der integrierten ländlichen Entwicklung eingesetzt werden. Partizipative Methoden müssen dabei insbesondere die Schlüsselrolle von Frauen berücksichtigen und ihre gleichberechtigte Beteiligung sicherstellen, weil diese das komplexe Wissen standortgerechter naturgemäßer Landwirtschaft von Generation zu Generation weitergeben und die Hauptverantwortung für die Ernährungssicherung, die Gesundheit und den Lebensunterhalt von Familien tragen.



Auf lokaler Ebene zeigen sich hier erste positive Ansätze, weil Provinzregierungen, beispielsweise in Tansania, Indonesien und Brasilien, die Bedeutung von kleinbäuerlicher standortgerechter Landwirtschaft für die regionale Entwicklung erkennen. Auch die Bereitschaft, mehr Finanzmittel für die Landwirtschaft bereitzustellen, könnte ein positives Signal sein. Doch diese Gelder dürfen nicht vorrangig in neue große Bewässerungsprojekte, den Ausbau von Fernstraßen oder den Import von Dünger, Saatgut, Agrarchemie oder gar Gentechnologie fließen. Um entwicklungspolitisch nachhaltige Wirkungen im Sinne der Armutsbekämpfung zu zeitigen, sollten sie gezielt für die Stärkung und den Ausbau der kleinbäuerlichen nachhaltigen Landwirtschaft eingesetzt werden.

Die meisten neuen Bauernorganisationen lehnen daher die Konzepte der neuen Agrarpolitik, die in vielerlei Hinsicht die „Grüne Revolution“ der 1960er und 1970er Jahre auf höherem technologischem Niveau fortsetzt, ab und fordern stattdessen eine „Regenbogen-Evolution“, eine Vielfalt von Ansätzen, Methoden und Verbesserungen, die nicht „von oben“ durchgesetzt werden, sondern an bestehenden Verhältnissen ansetzen und partizipativ gemeinschaftlich durchgeführt werden.

Shelter from the storm

Doch allein mit mehr Förderung, mehr Beratung und Training zur Weiterentwicklung der kleinbäuerlichen standortgerechten Landwirtschaft ist es nicht getan. Denn ihre Spielräume sind durch die Globalisierungsprozesse mehr denn je gefährdet. Ganz dringend braucht die bäuerliche Landwirtschaft daher Schutz vor der übermächtigen Konkurrenz durch subventionierte Importe, vor einseitigen Agrarpolitiken, vor der Marktmacht globaler Konzerne, wie Supermarktketten, und der Beeinflussung der politischen Rahmenbedingungen durch internationale Liberalisierungszwänge. Sollen die bäuerlichen Familienbetriebe weiter leben, müssen ihnen Freiräume für Entwicklung und Entfaltung offen gehalten werden.

Zum einen werden sie zunehmend dadurch eingeschränkt, dass Land, das jetzt noch vielen Kleinbauern als Lebensgrundlage dient, immer wertvoller und interessanter für Investoren und Bodenspekulanten wird. Ungesicherte Eigentums- und Nutzungsrechte an Land und Wasser gehören zu den größten Sorgen und Gefährdungen der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Nationalparks, Straußenfarmen und Wildparks nehmen Kleinbauern die Weidemöglichkeiten und den Zugang zu vielfältigen Überlebensressourcen. Wohlhabende städtische Mittelschichten treiben Bodenpreise in schwindelnde Höhen und tragen dazu bei, dass der „Marktwert“ weitaus höher liegt als der „produktive Wert“ einer landwirtschaftlichen Nutzung. Bergbau und neue große Plantagen für Ölpalmen, Eukalyptus, Gensoja oder Agrartreibstoffe verseuchen das Wasser und verdrängen den Anbau von Nahrungsmitteln. Während sich Millionen Familien auf immer kleineren Parzellen und immer schlechteren Böden abrackern, gehören große Ländereien dem Staat oder privaten Großgrundbesitzern. Vieles davon liegt brach oder wird wenig produktiv genutzt.

Um die Position der kleinbäuerlichen Landwirtschaft zu sichern, ist daher die Absicherung individueller oder gemeinschaftlicher Landbesitztitel oder zumindest langfristiger Nutzungsrechte notwendig, die eine weitere Verdrängung verhindern könnten. Darüber hinaus steht die Forderung nach Agrarreformen und Umverteilung von Land, zur Not auch ohne Zustimmung der Besitzer, ganz oben auf der Forderungsliste vieler Bauernorganisationen. Der Schutz gegen Privatisierung von öffentlichen Gütern und Dienstleistungen, wie Weidegründen, Wasser, Wegerechten oder Agrarberatung, ist ebenso notwendig. Und ähnlich wie Grund und Boden zunehmend von denen aufgekauft wird, die die meisten Mittel haben, fließt in-

Kleinbäuerliche Landwirtschaft dient der Ernährungssicherung. Zugang zu Wasser ist eine Bedingung dafür.



zwischen auch Wasser zunehmend dort hin, wo das Geld ist – zu den wohlhabenderen Bauern, in die Städte, die Industrie oder in den Tourismus.

Mit der Öffnung der Grenzen und dem steigenden Absatz von Überschüssen der industriellen Landwirtschaft geraten die bäuerlichen Produzenten zudem durch billige Importe zahlreicher Agrarprodukte, von Getreide über Fleisch bis Zucker und Speiseöl, unter Druck. Subventionen für Großbauern und Exporte verschärfen in vielen Fällen die Benachteiligung gegenüber den mächtigen „Global Players“. In der Vergangenheit hat das bereits viele kleinere Betriebe verdrängt, doch Wirtschaft, Politik und internationale Entwicklungsorganisationen fordern eine weitere wirtschaftliche Liberalisierung, die die Schleusen noch weiter öffnen würde. Damit würden alle Bemühungen, Pläne und erfolgversprechenden Ansätze, die bäuerliche Landwirtschaft zu stärken, ihre Produktivität zu steigern und Überschüsse zu erzeugen zur Makulatur.

Deshalb brauchen die Kleinbauern besseren Schutz vor Dumping, Importfluten und anderen Formen unfairer Billig-Importe. Obwohl längst allgemein anerkannt ist, dass die Milliarden-Subventionen der Industrieländer für ihre Agrarexporte der kleinbäuerlichen Landwirtschaft großen Schaden zufügen, scheitern Schritte zu ihrem Abbau an machtvollen Interessen. Umgekehrt liegen zum Beispiel bei der Welthandelsorganisation Vorschläge auf Eis, dass ärmere Länder zum Schutz von Ernährungssicherung, bäuerlicher Landwirtschaft oder kleineren Verarbeitungsindustrien Zölle und Quoten erhöhen dürfen. Statt mehr Schutzmöglichkeiten zuzulassen, ist die Entwicklung eher gegenläufig: In internationalen Handelsabkommen ebenso wie in bilateralen Verhandlungen wie etwa den ‘Wirtschaftlichen Partnerschaftsabkommen’ (Economic Partnership Agreements EPAs) der Europäischen Union steht der Abbau von Schutzklauseln und Ausnahmeregelungen im Vordergrund. Bauernorganisationen verlangen daher ein Moratorium auf alle weiteren Verhandlungen über wirtschaftliche Liberalisierung im Agrarbereich, solange nicht das Recht der einzelnen Länder und Regierungen, ihre Landwirtschaft gegen die übermächtigen Global Players zu schützen, anerkannt wird.

Lobbyisten

Viele Weichen der Politik, die sich auf die Überlebensbedingungen der bäuerlichen Landwirtschaft auswirken, werden in den Industrieländern von Regierungen, Agrarwissenschaft, multilateralen Organisationen und internationalen Entwicklungsinstitutionen gestellt:

- Hier werden Gelder für Entwicklungsprojekte bereitgestellt, die zukünftig stärker der bäuerlichen Landwirtschaft zugute kommen sollen.
- Hier werden Reformen von Land- und Wasserrechten ausgetüfelt, die den Kleinbauern, Frauen und Viehhaltern helfen, die sie aber auch benachteiligen können.
- Hier werden Subventionen und andere Unterstützungsmaßnahmen für die Industrie beschlossen, die ihr vielfältige Vorteile gegenüber den Kleinbauern verschaffen.
- Hier werden Handelsabkommen vorangetrieben, die die Märkte weiter öffnen sollen und Schutzmöglichkeiten im Namen des „freien Handels“ abbauen.
- Hier nimmt die Industrie mit Lobby-Verbänden, PR-Kampagnen und Geld Einfluss auf Abkommen, Gesetze, Auftragsvergabe, Mittelzuteilung und Wirtschaftsverhandlungen.

Hier in den Industrieländern sind daher zivilgesellschaftliche und nichtstaatliche Organisationen aus dem Norden, die sich für Ernährungssicherheit und -souveränität, für die Beseitigung der Armut und für Entwicklungschancen für ländliche Regionen und Bevölkerungen einsetzen, gefordert, ein Gegengewicht zu schaffen. Sie können dazu beitragen, die Interessen, Anliegen und Forderungen der kleinbäuerlichen standortgerechten Landwirtschaft und der Organisationen der kleinbäuerlichen Bevölkerung zu Gehör zu bringen. Denn wie die Gruppen in Afrika, Asien und Lateinamerika zeigen, können sie auf lokaler Ebene viel bewirken. Doch für die Beeinflussung der globalen Rahmenbedingungen benötigen sie weltweit Verbündete.

Armutsbekämpfung durch Förderung kleinbäuerlicher Landwirtschaft

Die Beispiele dieser Broschüre zeigen, dass kleinbäuerliche standortgerechte Landwirtschaft auch im Kontext der Globalisierung überlebens- und ausbaufähig ist. In vielerlei Hinsicht – sozial, ökologisch, ökonomisch und kulturell – ist sie der Landwirtschaft, die mit modernen Industriemethoden arbeitet, großbetrieblich organisiert und auf ferne Märkte hin orientiert ist, sogar überlegen. Sie hat das Potenzial zur breitenwirksamen Hunger- und Armutsbekämpfung. Eingebettet in eine integrierte ländliche Entwicklung fördert sie zudem die Ernährungssouveränität und sichert damit die nachhaltige Wirkung der Armutsbekämpfung. Aus den Erfahrungen der Partner des EED lassen sich einige verallgemeinerbare Erfolgsbedingungen für standortgerechte kleinbäuerliche Landwirtschaft ableiten:

Zugang zu Ressourcen

Der Zugang zu Land, Wasser, Weidegründen, Wald und anderen natürlichen Ressourcen ist eine zentrale Voraussetzung für Menschen, die in kleinen Familienbetrieben eine standortgerechte Landwirtschaft betreiben. Sie sind auf individuelle oder kollektive Landbesitztitel, möglichst mit Eintragung ins Kataster, oder zumindest verbriefte langfristige Nutzungsrechte für Kleinbäuerinnen und -bauern, Pächter und Landlose angewiesen. Dafür bedürfte es oft einer Landreform. Lebenswichtige Ressourcen wie Land, Wasser und Wald werden stattdessen jedoch zunehmend für infrastrukturelle oder agroindustrielle Zwecke privatisiert. Der Erhalt der gemeinschaftlichen Güter und ihre geregelte Aufteilung, die Sicherung traditioneller Nutzungsrechte und der Schutz von Zugangsrechten armer Bevölkerungsgruppen muss gewährleistet werden.

Selbstorganisation der ländlichen Armen

Neben den physischen und materiellen Faktoren spielt die Vernetzung und Stärkung der Bäuerinnen und Bauern eine wichtige Rolle. Kleine Familienbetriebe werden sich gegenüber Konzernen, Regierungen und Vertretern internationaler Institutionen, wie Welthandelsorganisation, Weltbank, FAO, internationalen Agrarforschungsinstitutionen, wie CGIAR oder US-Stiftungen, die mit Macht die Globalisierung vorantreiben und die Modernisierung der Landwirtschaft durch Industrialisierung forcieren, nur halten können, wenn sie ihre Interessen gemeinsam vertreten und ihre kollektive Stärke weiter ausbauen. Politische Interessenvertretungen von Bauern auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene sind daher eine wichtige Erfolgsbedingung.

Kompetenzaufbau und Wissensmanagement

Auch heute noch verfügen Bäuerinnen und Bauern über reiches Wissen in ökologischer Landwirtschaft, auch wenn es häufig wenig wertgeschätzt und durch akademische Wissenschaft und Technikgläubigkeit verdrängt wird. Mit diesem Wissen sichern die Armen seit jeher ihr Überleben. Bevor es endgültig verfällt, sollten die noch vorhandenen Kenntnisse der Menschen, die es gelernt haben, sich in widrigen Umständen zu behaupten, gesammelt, ausgewertet, verbreitet und systematisch in Programmen der ländlichen Entwicklung eingesetzt werden. Über Austausch- und Fortbildungsprogramme kann das Wissen innerhalb der armen Landbevölkerung verbreitet werden. Wichtig sind in diesem Zusammenhang Schutzmechanismen, die verhindern, dass die ursprünglichen Wissensträgerinnen und -träger – vielfach sind dies die Frauen – ihres geistigen Eigentums beraubt werden. Das moderne Rechtswesen erkennt nur schriftlich formuliertes und nach festgelegten Verfahren angemeldetes Wissen, beispielsweise Patente und Sorten, als „schutzwürdig“ an. Traditionelles Wissen, das in der Regel eben nicht schriftlich verbrieft ist, fällt durch das Raster dieser internationalen Abkommen, die eigentlich dem Schutz geistigen Eigentums dienen sollen, heraus. Der Versuch traditioneller Wissensträgerinnen, sich zu wehren, wenn Konzerne sich ohne entsprechendes Entgelt ihres traditionellen Wissens bedienen – und es sich in der Folge möglicherweise sogar schützen lassen, ist damit von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil ihre Art von Wissen aus der formalen Schutzbedürftigkeit herausfällt.

Schaffung tragfähiger lokaler Wirtschaftssysteme

Eine weitere wichtige Bedingung für die erfolgreiche Aufwertung der kleinstrukturierten Familienbetriebe ist ihre Einbindung in ein umfassendes Konzept ländlicher Entwicklung. Lokale und regionale Wirtschaftskreisläufe müssen von den Produzentinnen und Produzenten kontrollierbar sein. Dies lässt sich beispielsweise durch den Auf- und Ausbau von Märkten und Infrastruktur, die Einführung oder Diversifizierung des ländlichen Handwerks, Kleingewerbes und der Kleinindustrie und andere einkommensschaffende Maßnahmen auf dem Lande erreichen. Produktions- und Vermarktungsgenossenschaften bieten hierfür gute Voraussetzungen ebenso Erzeugergemeinschaften und Kreditvereine. Diese allerdings setzen ein funktionierendes ländliches Kreditwesen für Kleinkredite voraus.

Berücksichtigung der Teilhabe von Frauen

Von großer Bedeutung ist die systematische Berücksichtigung der Schlüsselrolle von Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft weltweit. Meist sind sie es, die das komplexe Wissen über ökologische Landwirtschaftsmethoden von Generation zu Generation weitergeben und die Hauptverantwortung für die Ernährungssicherung, die Gesundheit und den Lebensunterhalt der Familien tragen. Dementsprechend trägt es erfahrungsgemäß deutlich zum Erfolg von Programmen zur ländlichen Entwicklung und Förderung von armen Familienbetrieben bei, für die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen auf allen Ebenen zu sorgen.

Einbindung der lokalen Projekte in Strukturen der Politikgestaltung und Einflussnahme auf politische Rahmenbedingungen

Im heutigen Kontext der Globalisierung ist es unverzichtbar, die Basisprogramme der ländlichen Entwicklung und der standortgerechten kleinbäuerlichen Landwirtschaft mit den politischen Akteuren auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene zu vernetzen. Eine Beeinflussung der politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen zugunsten der ländlichen Armen ist von großer Bedeutung, wenn es beispielsweise darum geht, ihre angestammten Rechte beim Zugang zu Land und Wasser zu schützen. So hat etwa die internationale Nachfrage nach Biokraftstoffen eine weltweite Spekulationswelle auf Land ausgelöst, das sich für den Anbau von Energiepflanzen für Biodiesel oder Bioethanol eignet, wie Palmöl, Soja, Zuckerrohr und Jatropha. Einzelne Länder planen riesige Anbauflächen, wie Äthiopien auf 10 Millionen Hektar, Brasilien auf 50 Millionen Hektar, Indonesien auf 20 Millionen Hektar und Indien auf 8 Millionen Hektar. Auch hier stehen traditionelle Zugangsrechte einem Regelsystem gegenüber, das sich ausschließlich auf schriftlich fixierte Besitzansprüche bezieht. Ein anderes wichtiges Thema ist die weitere Verbreitung genmanipulierter Pflanzen, gegen die sich standortgerecht wirtschaftende Kleinbauern auch nur dann wehren können, wenn sie strukturell in politische Entscheidungsprozesse eingebunden sind. Letztlich ist die Verknüpfung von Lobby- und Advocacyarbeit mit der konkreten Entwicklungsarbeit an der Basis auch wichtig, um sicherzustellen, dass sie wirklich den Interessen der Menschen entspricht, durch die sie sich legitimiert.

Dank

Alle namentlich zu erwähnen, die zum Zustandekommen dieser Veröffentlichung beigetragen haben, würde fast einen Abspann wie bei einem Spielfilm geben. Zunächst ist das Eine-Welt-Projekt beim EED zu nennen, dessen Beteiligte nicht nur die Idee für dieses Vorhaben hatten, sondern es auch dauerhaft mit getragen und die verschiedenen Textversionen gelesen und kommentiert haben. Dann sind da die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Partnerorganisationen, die ich bei meiner Recherche besucht habe. Sie chauffierten mich über die Schotterstraßen, übersetzten für mich, erklärten mir ihre Welt und beantworteten geduldig meine oftmals skeptischen Fragen. Vor allem aber sind da natürlich die vielen Bäuerinnen und Bauern, die mir mit großer und beeindruckender Begeisterung von ihrer Landwirtschaft erzählten. Ich habe versucht zu beschreiben, was sie bewegt und bewegt haben. Denn eigentlich ist es ihre Geschichte.

Uwe Hoering

Wer ernährt die Welt?

Bäuerliche Landwirtschaft hat Zukunft

Viele halten sie für rückständige, romantische Fortschrittsverweigerer – Bäuerinnen und Bauern, die sich immer noch weigern auf „moderne“ Landwirtschaft umzusteigen. Die nicht in Maschinen, neu entwickeltes Hohertragssaatgut und chemische Düngemittel investieren, um ihre Erträge zu steigern und sich Zugang zum Weltmarkt zu verschaffen. Diese Bauern weigern sich, Schulden zu machen und besinnen sich stattdessen auf ihr traditionelles Wissen, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Mit Erfindungsreichtum und Vielseitigkeit sichern sie sich verlässliche Ernten, erschließen sich ihre eigenen Märkte und tragen dazu bei, die natürliche Umwelt zu schonen.

Warum Sie das tun? Das zeigen drei Geschichten aus Tansania, Indonesien und Brasilien.

